Frau von Staël.

Biographischer Roman

von

Amely Bölte.

Erster Band.

Prag, 1859.
Kober & Markgraf.
(Früher: J. L. Kober.)



Miß Polly van Syckel

in Philadelphia

zur Erinnerung des Schönen, das wir mit einander gesehen,

des Traurigen, das wir mit einander verlebt

von

Dresden,
den 15. Juli 1858.

der Verfasserin.

Inhalt.

Seite



Erstes Capitel.

Natura la fece e poi
ruppa la stampa.

Der Tod Ludwig's XV.

Dicke Wolken hingen über Paris. Ein feiner Staubregen verdichtete die Atmosphäre und hüllte alle Gegenstände in ein graues Gewand ein. Das erste Maigrün sproßte, die prächtigen Bäume in den Gärten der Tuilerien hoben stolzer ihre Häupter, während unter dem träufelnden Regen Blatt um Blatt aus ihren Zweigen hervorschoß, und sie mit jeder Stunde reicher bekleidet erscheinen ließ.

Heute erfreute sich jedoch kein Auge an diesem neuen Schmucke, keines Müßigen Fuß lenkte den Schritt hierher und kein warmer Sonnenstrahl stahl sich vom trüben Himmel herab, um die Feuchtigkeit von den jungen Blättchen hinweg zu küssen.

Auf den Straßen von Paris war es einsam; denn nur die Nothwendigkeit konnte heute Veranlassung werden das schützende Dach zu verlassen. Die Neugierde, sonst eine so starke Gebieterin, erhob gegen ein solches Unwetter schwach ihre Stimme, und nur der Einzelne wurde durch sie verlockt sich hinaus zu wagen, um Nachrichten einzuholen über das Befinden Ludwig's XV., welcher in Versailles so gefährlich krank lag, daß schon in allen Kirchen Gebete für seine Seele zum Himmel stiegen.

Erwartungsvoll sah ganz Frankreich dem Momente entgegen, wo es von einem Könige befreit sein würde, welcher es an den Abgrund geführt hatte, und nichts konnte dem Jubel verglichen werden, womit diese Botschaft, als sie endlich eintraf, die Bevölkerung von Paris erfüllte. Alle Rücksichten des Schicklichen wurden aus den Augen gesetzt, selbst das Gesetz verlor seine Macht vor dieser allgemeinen Stimme: Das Volk lachte, wo es wenigstens der Form nach trauern sollte.

„Das Kornmagazin des Königs ist zu vermiethen"

stand mit großen Buchstaben an der Halle geschrieben, und jeder Vorübergehende hielt seine Schritte an, um den artigen Scherz zu bewundern.

Sein Nachfolger, so hoffte man, werde nicht Wucher

treiben mit dem dringendsten Bedürfniß des Volkes, die Kornpreise mußten fallen, das Brod wohlfeil werden. Man sah mit frischem Muthe der nächsten Zukunft entgegen.

Madame Dubarry war abgereist, es gab keinen Parc aux cerfs mehr, Tugend und Unschuld durften nicht länger besorgen ein Raub der Willkür zu werden, Sitte und Gesetz mußten aufs Neue ihre Rechte geltend machen. Freude herrschte, wohin man blickte.

Während das Volk sich mit solchen und ähnlichen Gedanken trug, während der Arme wie der Reiche hoffnungsvoll in die Zukunft blickte, während ganz Frankreich, wie von einer Last befreit, neu Athem schöpfte, bestieg Ludwig XVI. einen Thron, dessen Grundpfeiler auf einem Boden ruhten, den Voltaire und die Philosophen des achtzehnten Jahrhunderts zu einem lockeren Erdreich aufgewühlt hatten, wo er zu seiner Sicherheit der festesten Stützen bedurfte.

Diese zu finden, war ihm nicht verliehen.

Die Menge ahnte nicht, um was es sich handelte; der Einzelne, durch den Schein der Dinge getäuscht, betrachtete, wie immer, nur seine persönliche Lage, und aus solchen Einzelnen besteht das große Publikum.

Nur der Denker, der Philanthrop und der Staatsmann prüften mit ernstem Blicke die wirkliche Lage der Dinge und maßen ihre Tragweite ab; — da stellte sich

denn ein Defizit der Hoffnung heraus und die Furcht gewann Raum.

Zu denen, welche die Lage Frankreichs bei dem Tode Ludwig's XV. auf diese Weise einer Prüfung unterwarfen, gehörte ein Fremder, dem es gelungen war, durch kluge Benutzung der mercantilischen Verhältnisse in wenigen Jahren ein bedeutendes Vermögen zu erwerben. Um richtig speculiren zu können, hatte er sich genau mit dem Zustande der Finanzen und der Hülfsquellen des Staates bekannt machen müssen, und diese Kenntniß befähigte ihn jetzt, mit ernstem Blicke die Gegenwart zu mustern und bei sich zu überlegen, welcher Mittel es bedürfen würde, um den Schatz wieder zu füllen. Indem er Zahl um Zahl an einander reihte, ahnte er nicht, wie eng sein persönliches Schicksal an jede Null geknüpft sei. Was er jetzt als ein Spiel betrieb, um eine müßige Stunde auszufüllen, was er flüchtig auf das Papier warf, um sein Talent daran zu prüfen, sollte einst das Auge von ganz Europa auf sich ziehen und der Wendepunkt seines Schicksals werden.

Der Fremde, welchen wir bei der Thronbesteigung Ludwig's XVI. mit einer Rechentafel in der Hand beschäftigt finden, stand noch in seinem besten Mannesalter. Er war aus Genf gebürtig, wo die Familie Necker in nicht bemittelten Verhältnissen lebte. Für den Kaufmannsstand erzogen, war er als junger Mann nach Paris gegangen

und hatte hier in dem Geschäfte des Banquiers Phélusson eine Anstellung gefunden, zu der sich später noch das Amt eines Repräsentanten seines Vaterlandes gesellte, ein weder bedeutender noch einträglicher Posten.

Der junge Necker hatte indessen schon anderweitig für sich zu sorgen gewußt. Er war ein vortrefflicher Rechenmeister und die Zeitumstände begünstigten seine Speculationen. Sein Wohlstand wuchs und bald war er in der Lage, einer schönen jungen Landsmännin, Mademoiselle Curchot, seine Hand bieten und sie als Gattin in sein Haus führen zu können.

Diese junge Dame war die Tochter eines Schweizer Pfarrers, eines strengen Calvinisten und besaß als ganzes Vermögen nur die ihr von ihrem Vater selbst ertheilte vortreffliche Erziehung. Sie hatte Kenntnisse und eine wissenschaftliche Bildung, wie sie selten Frauen erwerben. Wie ein Knabe erzogen, war sie fähig dem Ernste des Lebens zu begegnen, welcher sie aufrief, für ihren eigenen Unterhalt Sorge zu tragen.

Sie stand einige Zeit lang einer kleinen Schule in ihrem Vaterlande vor; dann fand sich die Gelegenheit, als Gesellschaftsdame zu einer reichen Frau in Paris zu gehen, und hier lernte sie den jungen Necker kennen und lieben. Mit tausend Freuden zog sie daher als glückliche Frau in sein Haus ein.

Eine neue Welt tauchte in dem glänzenden Paris vor ihr auf. Aber welch eine Welt? In den strengen Grundsätzen erzogen, womit die Calvinisten der kleinen Republik sich hervorthaten, sah sie mit Staunen, wie viel man sich in der Hauptstadt Frankreichs erlaubte, wie vieles man sich, um zum guten Tone zu gehören, erlauben mußte, und ging darauf mit sich selbst zu Rathe, was sie in sich zu ändern vermöge, um in dieser ihr so fremden Gesellschaft zu gefallen.

Unbekannt mit den Pariser Sitten, besaß sie keine der Annehmlichkeiten einer jungen Französin. Weder ihr Benehmen, noch ihre Art sich auszudrücken, kündigte eine Frau an, die in der Schule der Kunst erzogen ist. Ihrem Putze fehlte es an Geschmack, ihrer Haltung an Leichtigkeit, ihrer Höflichkeit an einnehmender Grazie, kurz, ihr Geist und ihr Benehmen hatten zu viel Zurichtung, um sich mit Anmuth zu zeigen.

Desto vortheilhafter und ihrer würdiger zeichneten sie Sittsamkeit, Offenheit und Güte des Herzens aus.

Eine tugendhafte Erziehung und ein gründlicher Unterricht hatten die trefflichen Anlagen ihrer Seele in reichem Maße ausgebildet. Ihre Empfindungen waren untadelig, doch verstand sie sie nicht anmuthig in Worte zu kleiden. Alle Grazie ging ihr ab.

Regelmäßigkeit war die Richtschnur ihrer Pflichten.

Alles an ihr war abgemessen, abgezirkelt; selbst im Scherze überstieg sie nie eine gewisse Grenze, man fühlte überall die Methode hindurch, sie behielt den Ton einer Lehrerin auch im Salon noch bei.

Sie bemerkte es unangenehm, wie sehr sie in ihrem Wesen gegen andere junge Frauen ihres Alters abstach und vermochte es doch nicht zu ändern. Sie hätte Anderen gefallen mögen, nur um ihrem Gatten desto mehr zu gefallen. Es war ihr ein peinlicher Gedanke fürchten zu müssen, daß sein Auge entdecken werde, wo es ihr fehle. Eifrig bemühte sie sich daher, liebenswürdig, freundlich, unterhaltend zu sein, damit auch er sie so finde; leider aber verrieth sich auch dies Bemühen dem Auge des Anderen und — ließ ihn kalt.

Ihr Wohlstand wuchs; sie bezogen ein Hôtel und wünschten Umgang. Necker selbst war nicht der Mann einen Kreis zu bilden. Für den Handel erzogen, fehlte ihm allgemeine Bildung. An die geheimnißvollen Operationen der Bank gewöhnt und in die Berechnungen der Handels-Speculationen vertieft, kannte er die Welt wenig, ging mit wenigen um, fand keine Zeit zur Lectüre, und war von Allem, was nicht in sein Fach schlug, nur oberflächlich unterrichtet. Aus Klugheit und Eigenliebe zeigte er sich daher zurückhaltend im Gespräche und vermied es, seine Meinung zu äußern, sobald von Gegenständen die

Rede war, welche er nicht inne hatte. Diese Zurückhaltung nahm man für Stolz; doch war es nur eine feine Klugheit, welche ihm rieth zu schweigen, wo er seinen Aussprüchen nicht vertrauen durfte.

Madame Necker wünschte ihrem Gatten, nach den ernsten Beschäftigungen auf seinem Bureau, einen angenehmen geselligen Verkehr in ihrem Salon zu bieten. — Ihr Geschmack führte sie dabei auf Gelehrte und Künstler; allein diese für sich zu gewinnen, war nicht leicht. Eine schöne junge Frau findet allerdings Gelegenheit, mit Männern bekannt zu werden; doch sind diese gesellschaftlichen Beziehungen nicht immer ausreichend, um einen Umgang für sich daraus zu wählen und bei dem steifen, pedantischen Wesen der jungen Schweizerin schien dies erst doppelt schwierig zu sein.

Sie besaß bis jetzt nur einen persönlichen Bekannten, den Akademiker Thomas, welchen sie gleich bei ihrer Ankunft in Paris in dem Hause ihrer Beschützerin kennen gelernt hatte. Dieser Thomas war in seinem Wesen eben so formell, wie sie selbst und zu diesem fühlte sie sich daher vorzugsweise hingezogen. Ihm gestand sie eines Tages ihre Sorge.

Daß sie bildend und veredelnd auf ihren Gatten einzuwirken, daß sie ihn durch einen geeigneten Umgang zu heben und zu fördern wünschte, erhielt seinen völligen

Beifall und gern versprach er ihr eine Stütze zu sein, um ihren Zweck zu erreichen.

So oft er eine Einladung erhielt, bat er um die Erlaubniß einen Freund mitbringen zu dürfen, und bald genug fehlte es dem Hause nicht mehr an Gästen.

Madame Necker jubelte. Aber nur in der Stille für sich. Sie mißtraute zu sehr ihrem Tacte, um sich ein Wort, einen Ausdruck, ein Lächeln zu erlauben, das nicht das Resultat der Ueberlegung, sondern das Werk des Augenblickes war.

Sie nahm sich vor, alle Kräfte aufzubieten, um ihr Haus den ausgezeichnetsten Männern angenehm zu machen; aber nicht ihrer selbst willen faßte sie diesen Vorsatz. Ihr Gatte sollte glänzen, das war ihr Wunsch; ihm wollte sie durch diese Umgebung einen Nimbus verleihen, welcher ihn über sich selbst täuschen, und aus dem Banquier endlich einen Schriftsteller machen sollte. Sie war in dem Bezug eine Lady Macbeth in gutem Sinne.

Unerschöpflich war sie in seinem Lobe. Was er sagte, that, vornahm, erhielt durch sie einen Commentar, der auch seinen geringsten Handlungen eine Glorie verlieh. Sie wollte, daß man ihn schätzte, verehrte, liebte, wie sie ihn liebte, und war unermüdlich in ihrem Bemühen, der Welt eine gleiche Ansicht beizubringen.

Necker ließ sie gewähren. Schweigend nahm er ihre

Huldigungen hin, und duldete es gelassen, daß seine blühende junge Frau ihm Altäre erbaute. Es ist bequem sich loben zu lassen. Madame Necker kannte das Geheimniß eine glückliche Ehe zu führen und beutete ihr Wissen in seinem ganzen Umfange aus. Indem sie Alles in Bezug auf ihren Gatten dachte und empfand, und ihn zum Mittelpunkte ihres Lebens machte, wurde sie ihm unentbehrlich und förderte auf jede Weise sein Glück.

Sie lehrte ihn an sich glauben und bis dahin nicht geahnte Kräfte in sich finden; sie überzeugte ihn, daß er jegliches Talent besitze, und nur zu wollen brauche um es sich dienstbar zu machen; und die Folge bewies die Macht ihrer Liebe und ihres Vertrauens.

Seinen Gästen gegenüber bewies sich Necker steif und kalt. Seine Gattin bemerkte es und suchte den Fehler durch doppelte Höflichkeit wieder gut zu machen. Da die Unterhaltung ihr gänzlich überlassen blieb, so kostete es ihr oft große Mühe das Gespräch rege zu erhalten und wenn es stockte, so verrieth ihre Unruhe und ihre ängstliche Miene wie peinlich ihr das war.

Necker jedoch schien weder ihre Verlegenheit, noch ihre Anstrengung zu bemerken, und darin fand sie immer noch einen Trost, wenn sie mißmuthig die Anklage gegen sich selbst erheben wollte, daß es ihr an Geist und an Lebendigkeit fehle, um den zündenden Funken unter ihre Gäste zu werfen.

Ihre Vorsicht ließ ein rasches Wort nie zu.

Ein kleines Töchterchen war ihnen nach dem ersten Jahre geboren. Zagend blickte die junge Frau auf ihren Gatten, ob ihm mit einem Mädchen gedient sei. — Gott hat sie uns gegeben, sagte er, und drückte das kleine Wesen mit dankbarer Miene an sein Herz.

Es sollte ihr einziges Kind bleiben.

Gehegt, gepflegt, geliebt, wuchs die Kleine kräftig und gesund empor, ein Spielzeug des Vaters, nach des Tages ernsten Mühen. — Immer größer wurden seine Zahlen, immer schwieriger seine Rechnungen, und in eben dem Maße erfreute ihn dann, wenn er seine Bücher geschlossen, das unschuldige Geplauder seines Kindes.

Nicht nur das eigene Vermögen, das zu Millionen angewachsen war, überrechnete er noch; die größeren Capitalien forderten auch einen größeren Maßstab für deren sichere Verwerthung und die Politik gewann eine Stimme in seinen finanziellen Operationen. — Als Ludwig XV. starb, hing das Wohl Frankreichs schon mittelbar mit seinem eigenen Wohle zusammen, und indem Necker jetzt bei der Thronbesteigung des neuen Regenten alle Verhältnisse noch einmal überblickte, alle Zahlen noch einmal auffsummirte, war sein persönliches Interesse bei dieser Aufgabe wach, und das Schicksal Frankreichs mittelbar mit seinem eigenen verwebt.

Zweites Capitel.

Der Salon Necker.

Madame Necker empfing seit einiger Zeit jeden Freitag einen kleinen Kreis von Freunden bei sich, zu denen mehrere der bedeutendsten Männer ihrer Zeit gehörten. Heute zum ersten Male war ihr Salon leer geblieben, und erwartungsvoll richtete sich jetzt ihr Auge der Thüre zu, in der Hoffnung, noch einen verspäteten Gast eintreten zu sehen.

In dem großen Kamine, der die Mitte des Zimmers beherrschte, loderte eine helle Flamme, trotz dem Frühlingsgrün, das draußen sproßte. In der Nähe des Feuers, die Hände auf den Rücken gelegt, stand Herr Necker und unterhielt sich eifrig mit Baron Grimm, dessen feine Züge und geschminkte Wangen, neben der hofmännischen Haltung seltsam gegen die kurze, derbe, etwas gewöhnliche Gestalt

des ehrlichen Genfers abstach. Was heute ganz Paris beschäftigte, hatten auch sie sich zum Thema ihres Gesprächs gewählt, die Nachricht von dem Tode des Königs Ludwig XV. hatte auch ihr Ohr erreicht, und Beide beleuchteten mit ernster Theilnahme den Zustand des armen Frankreichs am Schlusse dieser langen und verderblichen Regierung, von Friedrich dem Großen scherzhaft das Reich der drei Cotillons benannt. *

Madame Necker nahm heute wenig Theil an der Unterhaltung, ja, gegen ihre Gewohnheit schien sie ihr kaum ein aufmerksames Ohr zu leihen. Sie saß in ihrem weiten, weichen Armstuhle bequem zurückgelehnt, und spielte mit ihrem Fächer, ihn bald öffnend, bald schließend, bald wieder schützend der Flamme entgegen haltend. Man las auf ihrem Gesichte, daß ihre Gedanken ihr eigenes Spiel trieben und sie von dem entfernten, was um sie her vorging.

Neben ihr, auf einer kleinen hölzernen Fußbank, ** saß ihr einziges Kind, ein kleines Mädchen von acht Jahren, und schnitt aus weißem Papier allerlei Figuren aus. Sie hatte ihren Platz so gewählt, daß die Lehne des Armstuhles sie fast verdeckte und den Blicken ihrer Mutter

---

* Mémoires de la Du Barry. Band 2. S. 42.
** Mémoires de Madame Necker de Saussure.

entzog, der sie das Spiel ihrer Hände verbergen zu wollen schien. Ein Lächeln der Befriedigung ruhte auf den Zügen des Kindes. Während ihre vollen frischen Wangen sich noch höher färbten, sprang sie jetzt plötzlich von ihrem Sitze auf, und rief freudig aus: „Da, sieh nur, Papa! Nicht wahr, das gleicht dem kleinen Abbé Raynal auf ein Haar! Du hättest ihn erkannt, auch wenn ich Dir nicht gesagt, wen es vorstellen sollte?"

Freundlich wandte sich Necker nach dem kleinen Mädchen um, alle Schärfe und Härte verschwand aus seinen Zügen, während er die Papierfigur in seine Hand nahm und treuherzig sagte: „In der That! liebe Germaine, das ist ja ein allerliebstes Persönchen, und gleicht es unserm Freunde auch nicht, so gleicht es doch der ganzen saubern Sippschaft, die schlimmer noch ist, als er. Ich wünschte nur, wir hielten diese Herren so fest in unserer Hand, wie ich jetzt dies papierne Abbild halte."

Madame Necker war aufmerksam geworden. Sie hatte sich aufgerichtet, so daß ihr Haarputz, der thurmartig aufgebaut mit Federn und Schleifen geschmückt war, jetzt über die Lehne des Stuhles hervorragte. Mit mahnender Stimme und vorwurfsvollem Tone rief sie: „Germaine! Was erlaubst Du Dir? Wie konntest Du die interessante Unterhaltung der Männer durch diese Spielerei stören!"

„Laß sie!" sagte Herr Necker entschuldigend. „Sie

bedurfte es, daß Jemand ihre Freude theile und da kam sie natürlich zu ihrem Vater."

Das kleine Mädchen richtete ihre großen schwarzen Augen mit einem dankbaren Blick auf Herrn Necker und setzte sich dann leise wieder auf ihren Platz. Sie wußte, dies sei das beste Mittel, den Unwillen ihrer strengen Mutter zu beschwichtigen.

„Unsere Unterhaltung ist leicht wieder angeknüpft; denn sie behandelte einen leichten Gegenstand," bemerkte Grimm scherzhaft, und warf dabei einen Blick in den Spiegel über dem Kamin, wo ihm sein Bild, von zwei Armleuchtern hell überstrahlt, entgegenschien. „Wir sprachen von Madame Dubarry und deren künftigen Schicksalen."

„Sie verzeihen! wenn ich diesen Namen lieber nicht hier genannt hörte," sagte Madame Necker kalt. „Sie kennen diese Schwäche schon an mir, lieber Baron. Sie wissen schon, daß eine ehrliche Schweizerin es nie lernen wird, das Loos der Frauen von philosophischem Standpunkte aus zu betrachten. Ich kann mich zu dieser Höhe nicht aufschwingen, ich bekenne das gern, ich bin von meinem Vater dazu viel zu strenge, viel zu kleinbürgerlich erzogen, wenn Sie wollen. Was Sie hier in der guten Gesellschaft une femme philosophe nennen, würde bei uns mit einer unehrlichen Frau abgefertigt werden. Und

nun gar eine Dubarry! Hinge es von mir ab, so würde ich die Existenz einer solchen Person ignoriren!"

Grimm lächelte fein.

„Was würde man nicht thun, um Ihnen zu Willen zu handeln," bemerkte er, sich gegen Madame Necker verneigend. „Doch, dürfen wir Männer schweigen, wo die Geschichte redet? Auf ihren Tafeln wird in großen Lettern verzeichnet stehen, daß Frankreich ein halbes Jahrhundert lang einer Chateauroux, Pompadour und Dubarry gehorchte, und wenn wir jetzt diese Namen nennen, so geschieht es nur um zu berechnen, welches Elend zarte Frauenhände über dies arme Land gebracht. Aber wenn es Ihr Ohr beleidigt, so schweigen wir davon."

„Behüte!" warf Madame Necker ein. „Ich bin nicht gleichgültig gegen die Leiden des armen Frankreich, das mir eine zweite Heimath geworden ist. Wollen wir seine Wunden heilen, so müssen wir deren Ursachen nachforschen und sie aus dem Wege zu räumen wünschen. Doch das Privatleben gewisser Damen, die dabei betheiligt gewesen, brauchen wir nicht zu erörtern. Jede Berührung mit dem Unreinen läßt in unserer Seele einen kleinen Anhauch zurück."

„So spricht die strenge Calvinistin, welche alle Leidenschaft und alle Liebe dem Gebote der Pflicht unterthan wissen will. — Vor ihnen hätte kein St. Preux Gnade

gefunden, trotz dem, daß doch auch Ihre Bibel sagt: wer viel geliebt, dem sei auch viel vergeben."

Madame Necker erröthete leicht und schlug das Auge nieder. Nach einer augenblicklichen Sammlung richtete sie jedoch, ganz wie zuvor, ihr blaues Auge ruhig zu Grimm empor und sagte mit ihrer gewöhnlichen kalten Ruhe: „Mein lieber Baron! Die Flamme eines reinen Herzens würde auch vor mir ihre Geltung finden. Ich bin nicht kalt; nur besonnen bin ich. Ich liebe meinen Gatten, wie mein besseres Ich; er ist meine Vorsehung auf Erden, sein Beifall, seine Zuneigung sind mein höchstes Gut, und all mein Sinnen ist darauf gerichtet mir es zu bewahren. Das macht mich aber nicht gleichgültig gegen meine Freunde. Nur ein kaltes Herz kann nicht für Andere fühlen; das meinige ist aber nicht kalt, es ist von der schönsten Flamme durchglüht, und käme ein St. Preux, so möchte er sich gern darin sonnen. Die Freundschaft hat, wie die Liebe, ihre heiligen Rechte."

In dem Augenblicke öffnete sich die Thüre des Salons, und mehrere Gäste traten unangemeldet ein. Der Erste von ihnen, ein kleines, rundes Männchen mit einer blonden Stutzperrücke und tiefliegenden blauen Augen, eilte mit raschen, kurzen Schritten durch das Zimmer, verbeugte sich vor Madame Necker und ergriff darauf die Hände der kleinen Germaine, drückte sie herzlich und hauchte einen

Kuß auf die Stirne des Kindes, das an diese trauliche Begrüßung gewöhnt schien.

„Wie spät!“ rief ihm Herr Necker entgegen. „Ich glaubte schon, Sie wären nach Versailles berufen worden, lieber Raynal, um des sterbenden Königs Gewissen erleichtern zu helfen.“

„Die Beichte würde ihn gereut haben; denn ich hätte ihm die Absolution vorenthalten,“ rief dieser lachend. „Die Majestäten wissen schon, an wen sie sich zu halten haben. Aber trotzdem, daß man mich nicht nach Versailles berufen, bin ich den ganzen Tag für den König thätig gewesen, damit ich morgen sein Scheiden aus dieser Welt mit allen Einzelheiten in meinem Blatte schildern kann. Er hat ein sehr tragisches Ende genommen; fast ein zu tragisches für einen einzigen Sterblichen! Die Vorsehung hätte füglich zwei Sünder mit dem abfertigen können, was sie diesem einen zu Theil werden ließ. Aber Dinge, die geschehen sind, kann man nicht ändern. Er hat sein Gutes nun einmal genossen und ich beneide es ihm nicht.“

„Was haben Sie denn alles erfahren?“ fragte Herr Necker.

„Wenig und viel, wenn Sie wollen. Es hielt sehr, sehr schwer, sich authentische Nachrichten über seinen Zustand zu verschaffen. Bei einem Fürsten geht alles durch zu viele Hände, man kann das trübe Wasser endlich nicht von

dem hellen unterscheiden, bis ein Befehl an den Stallknecht ergeht, ist er schon halb vergessen. Madame Helvetius, der Abbé Morellet und noch einige meiner Freunde gingen nach Sevres, um dort zu speisen und damit der Quelle der Neuigkeiten näher zu sein; denn die Couriere, welche stündlich in Versailles abgefertigt wurden, hielten dort an, um die Pferde zu wechseln. Ich wurde aufgefordert, sie zu begleiten, und hätte mich fast dazu entschlossen, wenn ich nicht endlich eingesehen, daß die Entfernung zu zeitraubend für mich sei. Und dann ist ihr Gewinn nicht groß gewesen. Mademoiselle Espinasse, die auch dort war, begegnete mir vorhin, und wußte nicht mehr von der Sache als ich. Ich wünschte ihr Glück — sowie uns Allen — daß wir endlich von diesem Frauenregiment erlöst worden, aber sie wollte davon nichts wissen. Mit einer höchst trübseligen Miene erwiederte sie mir: * Mein lieber Abbé! Es kann noch viel schlimmer werden! Ich lachte sie aus. Welch eine Phantasie müssen Sie haben, sich diese Möglichkeit auszumalen, gab ich ihr zurück. Das wäre doch keinem Manne eingefallen, so etwas nur zu denken. — Die Aermste sieht auch alles schwarz!"

„Und Sie sehen es roth!" sagte Necker, ihn schelmisch mit dem Auge messend.

---

* Memoiren des Abbé Morellet. S. 25.

„Warum auch nicht! Beweist doch der Gang meines eigenen Lebens, daß ich recht gesehen. Denken Sie nur an meine Lage, als ich in der Kirche Saint Sulpice an kalten Wintermorgen früh um sechs Uhr für acht Sous eine Messe lesen mußte, * um nur nicht zu verhungern. Was wäre da aus mir geworden, ohne die Hoffnung auf die Zukunft! Sagen Sie selbst, lieber Necker, ob ein Mensch diese Lage hätte ertragen können, ohne dies innere Vertrauen auf bessere Tage. Hoffnung ist mein Lebenselement!"

„Nun, nun! lieber Raynal," erwiederte Necker mit ernstem Humor, „Sie fanden doch auch noch einige andere Mittel, um Ihren Zustand erträglich zu machen, als bloß die Hoffnung."

„Was wollen Sie! Noth kennt kein Gebot," sagte dieser, seine buschigen Augenbraunen zusammen ziehend.

„Das ist kein ganz christlicher Grundsatz, wie mir scheint," erwiederte Necker lachend.

„Wer in das Wasser fällt, darf nicht erst fragen, welche Hand ihn wieder herausziehen soll," sagte der Abbé heiter. „Da mir die Lebenden meinen Unterhalt so spärlich reichten, so mußte ich mich an die Todten wenden, und das ist es doch, worauf Sie hindeuten wollten; am Ende

* Raynal. Biographie Universelle.

war es auch nur ein Spottgeld, diese 60 Franken, wofür ich einen solchen Sünder in heiliger Erde bestatten ließ. Sind Sie der Meinung nicht auch?"

„Freilich war es wenig," erwiederte Necker, dem diese Unterhaltung mit dem Abbé Vergnügen zu machen schien; „freilich war es wenig; und doch war es genug, um Sie Ihres Amtes verlustig zu machen."

„Das war noch das Beste, was es mir einbrachte; denn seitdem bin ich doch ein ganz anderer Mann geworden," erwiederte der Abbé, seine Person mit befriedigtem Blicke messend. „Hätte man mich nicht meines Amtes entsetzt und die Kirche dadurch einer ihrer besten Stützen beraubt, so wäre ich nicht der Herausgeber des Mercure de France geworden und hätte keine Geschichte der Philosophie * geschrieben. Die Welt sollte also der Kirche dafür danken, daß sie mich ihr zur Verherrlichung unseres aufgeklärten Jahrhunderts zurückgegeben. — Aber die Welt ist undankbar, sie schätzt ihre großen Männer stets erst nach ihrem Tode und auch dann noch nicht einmal. Betrachten wir Ihre freie Schweiz, was hat sie für ihre Helden gethan. Verewigt irgend ein Monument den großen Tag bei Morgarten, erblicken Sie irgendwo den Namen eines

* L'histoire philosophique von Abbé Raynal, Paris 1770.



Walter Fürst und Tell ehrenwerth verzeichnet. Auch Du, mein Brutus! kann ich Ihnen in Bezug hierauf zurufen, und ich glaube nicht, daß Sie ein Wort zu Ihrer Vertheidigung finden."

„Wenn nicht ich, gewiß doch meine Frau;" sagte Herr Necker scherzend. „Sie wird ohne Zweifel ein gutes Wort für ihr Vaterland bei Ihnen einlegen. Lassen wir ihr diesen kleinen Triumph, auf den ich für mich gern verzichte."

Madame Necker hörte diese Bemerkung ihres Gatten nicht. Der mit Abbé Raynal eingetretene große ernste Mann war, nachdem er sich vor der Dame des Hauses verbeugt, neben deren Stuhle stehen geblieben und hatte eine Unterhaltung mit ihr angeknüpft.

„Ich hatte die Hoffnung schon aufgegeben, Sie heute noch zu begrüßen, Thomas," redete Madame Necker ihn mit halbleiser Stimme an, während sie unmerklich die Farbe wechselte.

„Es wäre das erste Mal, wo ich freiwillig auf das Vergnügen Verzicht geleistet hätte, mich in Ihrer Gesellschaft zu befinden," versetzte der Angeredete mit der ihm eigenthümlichen, emphatischen Betonung der Worte.

Ein Lächeln der Befriedigung glitt bei dieser Aeußerung über die kalten Züge von Madame Necker; schnell aber war es wieder verschwunden und hatte dem Ausdruck

ihrer gewöhnlichen Höflichkeit Platz gemacht. Mit ruhiger Unbefangenheit erwiederte sie nun:

„Ich weiß Ihre Güte für mich zu erkennen, mein lieber Thomas. Indessen war es wohl natürlich, zu vermuthen, daß jene Neugierde, welche so viele heute hinauslockte, um nach den Courieren zu spähen, auch Sie dazu verleitet hätte; besonders da unsere Freundin, Madame Geoffrin, von der Partie war. Um so angenehmer bin ich durch Ihren Eintritt überrascht worden. Sie haben demnach nicht in Sèvres gespeist, wie ich sehe?“

„Sicherlich nicht,“ rief Thomas ernst. „Es galt mir ziemlich gleich, ob ich den Tod des Königs eine Stunde früher oder später erfuhr und das Sterben eines Menschen ist für mich eine so ernste Sache, — besonders wenn eine so furchtbare Verantwortlichkeit auf ihm lastet, wie auf diesem Könige, — da ßich unmöglich einen Gegenstand leichtfertiger Unterhaltung daraus entnehmen konnte.“

„Sie sprechen aus, was ich selbst empfand,“ versetzte Madame Necker beistimmend. „Auch mich bewegt dieser Tod zu ernsten Betrachtungen. Es ist eine traurige Sache, daß unsere Erziehung so wenig darauf berechnet ist, uns die Selbstbeherrschung zu lehren, welcher der Geist bedarf, um seinen Neigungen zu gebieten. Wohin führt uns das? Wollen habe ich wohl; aber Vollbringen des Guten finde ich nicht, sagt die Bibel. Dieser arme König wollte aber

auch nicht einmal. Er war der Spielball seiner Umgebungen, ließ alles unbekümmert geschehen und führte Frankreich an einen Abgrund. Wie soll sein Nachfolger es retten! — Nur ein Wunder könnte, meiner Meinung nach, hier ausreichen und Wunder geschehen ja leider nicht mehr."

„Wir müssen das Beste hoffen," entgegnete Thomas ernst. „Ist Frankreich auf der einen Seite gesunken, so hat es auf der andern dafür Riesenfortschritte gemacht. Die Wissenschaft hat ein weites Feld gewonnen, wir sind reich an bedeutenden Talenten, wir können Männer aufweisen, deren Werke sich würdig allen Zeitaltern gegenüber stellen. — Die Nachwelt wird mit Staunen auf das zurückblicken, was wir geleistet, so wie die Mitwelt jetzt schon den Theilhabern der großartigen Encyklopädie den gerechten Tribut zollt. Wir dürfen das nicht übersehen, verehrte Freundin; wir dürfen nicht das Auge schließen für die Vortheile unserer Zeit, welche der großen Keime so viele birgt."

„Dafür raubt sie uns ein Wesentliches, den Glauben an die Hand Gottes in der Geschichte. Die Wissenschaft kann dem Volke nicht ersetzen, was die Philosophie ihm entzogen hat; denn sie dringt nicht bis in die Herzen ein, sie erreicht die niedern Schichten der menschlichen Gesellschaft nicht. Täuschen wir uns auch darüber nicht, mein vortrefflicher Freund!"

„Die Bildung kann eine allgemeine werden und sie wird es werden," versetzte Thomas bestimmt. „Die Früchte, welche die Civilisation reift, sind für Jeden vorhanden. Warten wir ihr Reifen ab. Die Völker werden nur das, was ihre Regierungen aus ihnen machen wollen und endlich machen müssen. Rousseau hat seinen Contrat social und seinen Emil nicht vergeblich geschrieben. Man wird einsehen, daß Armuth und Anarchie zwei Dioscuren der Gesellschaft sind, welche man am besten dadurch bekämpft, daß man dem Volke Schulen giebt."

Die laute Lustigkeit hinter ihnen unterbrach sie hier. Die kleine Germaine hatte sich auf den Zehen hinter den runden Abbé geschlichen und einen langen Papierstreifen an seine Perrücke befestigt. So wie der lebhafte Mann nun in seinem Gespräche mit Herrn Necker den Kopf bewegte, spielte dieser weiße Anhang auf seinem schwarzen Kleide herum und verursachte den lauten Ausbruch der Fröhlichkeit des kleinen Schalks.

Madame Necker sah nicht sogleich was hier vorgefallen war, sie hörte nur das fröhliche Lachen des Kindes und rief ernst mahnend zu ihr hinüber: Germaine!

Betroffen schwieg die Kleine, unterdrückte ihr Kichern und versteckte sich hinter den breiten Rockschößen ihres Vaters.

„Entschuldigen Sie den unpassenden Scherz meiner

Tochter, Herr Abbé!" sagte Madame Necker jetzt und erhob sich, um den weißen Schmuck von dessen Haar abzulösen. „Die Lüfte Frankreichs müssen einen eigenthümlichen Einfluß üben. In meinem Vaterlande wagt kein Kind eine solche Neckerei an einem ernsten Manne zu üben. Ich entsinne mich nie, daß auch nur der Gedanke einer solchen Versuchung in mir aufgestiegen wäre. Darum begreife ich nicht, wie meine Tochter dazu kommt; denn an guten Lehren fehlt es ihr wahrlich nicht und was eine strenge Erziehung thun kann, ihren Geist zu wecken und ihr Bewunderung für die begabten Männer einzuflößen, welche sie das seltene Glück genießt in dem Hause ihres Vaters zu sehen, das geschieht gewiß. Mein ist die Schuld also nicht, wenn Sie an solchen Früchten meine Mühe nicht erkennen."

„Die Weisheit kommt nicht vor den Jahren," sagte Herr Necker, freundlich auf sein Kind blickend, dessen große leuchtende schwarze Augen vertrauungsvoll zu ihm aufgerichtet waren. „Du verlangst zu viel von ihr. Dafür rächt sich ihre durch und durch gesunde Natur mit diesen kleinen Scherzen, die unser guter Abbé seiner jugendlichen Freundin nicht übel deuten wird."

Raynal reichte dem Kinde die Hand, die sie, wie zur Versöhnung, ergriff und mit Wärme an ihre Lippen drückte.

Madame Necker wiegte mißbilligend ihr hochfrisirtes Haupt. „Dies ewig überwallende Herz!“ sagte sie leise, so daß ihre Worte nur Thomas verständlich waren, „wie soll das je Besonnenheit lernen? — Was Rousseau über die Rechte der Natur sagt, widerspricht sich an meinem Kinde. Wollte ich diese nicht durch frühe Gewöhnung dazu zwingen, mit dem Kopfe die Schläge dieses rasch bewegten Herzens zu regeln, so würde sie vielleicht einst durch zügellose Leidenschaftlichkeit sehr unglücklich sein. Sie verstehen mich in diesem Bemühen, ich weiß es. — Sie haben eine so schöne Geschichte der Frauen geschrieben, so schön gezeigt, was wir zu allen Zeiten waren und wiederum sein sollten, und uns das Maßvolle in allen Dingen dadurch so dringend anempfohlen; möchte ich nun wenigstens meinem Kinde lehren können so zu werden, wie es Ihrem Ideale entspricht.“

„Dazu wird sie nur dem Beispiele zu folgen brauchen, das sie in Ihnen vor sich hat,“ versetzte Thomas mit gemessenem Tone, der dem Sinne seiner Worte wenig entsprach. Doch entgingen sie dem Ohre, für das sie bestimmt waren, nicht.

Drittes Capitel.

Ein Abend im Theater.

Madame Necker war sehr spät aufgestanden. Eine einfache Haube von dichtem Mousselin bedeckte ihr Haupt, ein Mantel von demselben Stoffe hing über ihre Schultern und verhüllte fast ihre ganze Gestalt; so angekleidet saß sie vor dem Kamine ihres Boudoirs und nahm ihr Frühstück ein, das aus einer Tasse Chocolate bestand. Während sie damit beschäftigt war, bereitete ihre Zofe alles Erforderliche, um das schöne blonde Haar ihrer Herrin zu einem mächtigen Toupet aufzubauen, ein Unternehmen, das Zeit, Mühe und Geschicklichkeit erforderte.

Eben hörte man von der nahen Kirche die zehnte Stunde. Madame Necker horchte auf und folgte mit ihren Gedanken den Schlägen der Uhr. Eine leichte Wolke sammelte sich dabei auf ihrer Stirne. Es war so

ganz ihrer Gewohnheit entgegen, die goldene Morgenstunde im Bette zu verbringen, daß sie vielleicht selbst nicht begriff, wie ein solcher Fall sich hatte ereignen können. Gewissenhaft in der Erfüllung ihrer häuslichen Pflichten, war die größte Pünktlichkeit ihr erstes Gesetz, und nichts vermochte sie vor sich selbst zu entschuldigen, sobald sie in ihrem Hause nicht mit gutem Beispiele voranging. Nur ein Gebot der Nothwendigkeit konnte sie zwingen, den ganz geregelten Gang ihres Lebens zu unterbrechen, und diese Nothwendigkeit hatte sich ihr in dem Befinden ihres Gatten geboten, den ein leichtes Unwohlsein an das Bett fesselte. Ihre Sorge um ihn verscheuchte dann sogleich den Schlaf aus ihren Augen und ihre bleiche Miene verrieth, daß sie gewacht. Der geistige Hauch, von dem ihr ganzes Wesen durchdrungen war, ruhte heute fast verklärend auf ihrem edlen, schönen Angesichte.

Sie warf jetzt forschend einen Blick nach dem Fenster hinüber, wo ihre kleine Tochter Germaine, ganz nach der Mode frisirt und gekleidet, so grade und aufrecht saß, als wäre sie eben erst den Händen eines Corporals entlaufen. Vor ihr stand ein Tisch, auf dem eine Sammlung von Kupferstichen ausgebreitet lag. Achtsam hob das Mädchen ein Blatt nach dem andern mit ihren rothen, fleischigen Händchen empor, betrachtete es lange, und legte es darauf nach der andern Seite hinüber. Jetzt war sie zu dem letzten

gekommen, auch dies wurde nun den übrigen beigesellt und darauf die ganze Sammlung in eine kostbare, grün mit Gold gezierte Mappe gelegt. Während sie diese schloß, sagte ihre Mutter, die ihr zugesehen:

„Nun, wie haben Dir diese Chinesischen Ansichten gefallen, mein Kind?“

Germaine lachte hell auf.

„Sie sind sehr, sehr drollig, liebe Mama!“

„Gewiß sind sie das; doch haben sie auch ihren großen Werth.“

„Wenn Du es mir nicht übel nimmst, liebe Mama, so möchte ich sagen: daß der König nicht hätte hunderttausend Thaler dafür ausgeben sollen. Man würde doch schönere Bilder dafür haben stechen können.“

„Das ist eine Sache des Geschmackes, mein Kind. Dem Kaiser von China erscheinen sie ganz sicher unvergleichlich und er würde sie gegen keine anderen vertauschen mögen. — Du weißt, daß die Missionäre der Gesellschaft Jesu sie gezeichnet haben und daß sie hier in Frankreich, auf die Bitte des Kaisers von China, gestochen sind. Sie stellen die Hoffeste zu Pekin vor, machen uns mit den dortigen Ceremonien bekannt und zeigen uns die Schlachten und Siege des Kaisers. Keine Beschreibung würde uns ein nur halb so anschauliches Bild von ihren Sitten und Gebräuchen liefern, als diese Kupferstiche. — Sie lehren

uns viel und, wie ich Dir stets gesagt, es kommt das Geld in gar keinen Betracht, sobald es sich um eine Wissenschaft oder um irgend eine Erweiterung unserer Kenntnisse handelt. — Alles, was die Welt uns bietet, ist der Vergänglichkeit unterworfen; Rost und Motten zehren daran, wie die Bibel sagt. Nur der Schatz unserer Kenntnisse ist ein unzerstörbarer, es ist unser einziges unvergängliches Gut. Darum sprich mir nicht von dem Gelde, welches das Stechen dieser Bilder gekostet, sobald sie zu Deiner Belehrung beitragen."

„Sie waren aber für China bestimmt und nicht für mich, Mama. Wenn sie mich auch belehren, so kann das Gleiche nicht der Fall sein in dem Lande, wo sie gezeichnet worden sind."

„Darin stimme ich Dir bei, mein Kind."

„Und dann gefällt es mir auch nicht, daß das arme Papier eine Lüge aufnehmen mußte! Wie böse würde ich sein, wenn man mir das zumuthete. Wie konnte der Kaiser befehlen, daß auf diesen Blättern seine Schlachten ohne Todte oder Verwundete abgemalt würden! Werden seine Unterthanen ihn denn darum nicht verachten, liebe Mama?"

„Man verehrt den Kaiser wie eine Gottheit. Sein Wort ist unfehlbar."

„Es sieht höchst komisch aus, liebe Mama, diese

kleinen Männer mit ihren langen Zöpfen so unversehrt in der Bataille dastehen zu sehen, als wären sie von Eisen."

„Ist Dir denn der schöne Stich der Kupfer nicht aufgefallen? Monsieur Cochin hat ein Meisterwerk daran geliefert, das seinen Namen unsterblich machen wird. Uebrigens, mein liebes Kind, haben diese Kupfer für Dich noch einen ganz besonderen Werth, und darum auch habe ich sie Dir nur vorgelegt. Du weißt, daß Ludwig XV. sie Deinem vortrefflichen Vater mit der schmeichelhaften Botschaft zugesandt hat: er möge sie als einen Beweis der Anerkennung seiner großen Verdienste annehmen, die er sich um die Ostindische Compagnie erworben.* Präge Dir das gut ein. — Es ist ein großes Glück für Dich, einen so ausgezeichneten Vater zu haben!"

„Ich weiß das, Mama," erwiederte das kleine Mädchen, den Kopf mit Selbstbewußtsein hebend. „Der König war aber kein guter Mann, der konnte mir meinen Vater nicht loben."

„Doch, doch, Germaine," sagte Madame Necker einfallend. „Ludwig XV. war nicht böse; er war nur schwach. Das Volk nennt ihn den bien-aimé."

„Du hast mir gesagt, Mama, nur das Lob habe

* Correspondance de Grimm et de Diderot. 2. B. S. 482.

Werth, wo wir den Lobenden achten. Wer schwach ist, den schätzen wir aber nicht?"

„Freilich nicht im Allgemeinen, Könige machen indessen eine Ausnahme; denn ihr Wort ist maßgebend auch für Andere, ihr Urtheil wird leicht das Allgemeine und oft leihen sie der Stimme nur Worte, welche im Volke für ein Verdienst spricht. Wir dürfen daher im Könige nicht so sehr den Menschen sehen, als die hochgestellte Person, der das Amt verliehen ist, Gerechtigkeit zu üben. Wenn einst die Geschichte erzählt, welche Auszeichnung Deinem Vater zu Theil geworden, so fragt die Nachwelt nicht, ob der Fürst ein guter und achtbarer Mann war, aus dessen Händen er diese Kupferstiche erhielt; sondern sie ist überzeugt: daß jener Herr Necker, dem diese Anerkennung seiner Verdienste gezollt ward, ohne Zweifel einer solchen Aufmerksamkeit werth war, und diese Ehre seines Namens wird dadurch auch Dein Erbtheil. — Siehst Du nun ein, liebe Germaine, weshalb Du auf das Lob dieses schwachen Königs Werth zu legen hast?"

„Ja, Mama!" sagte das Kind kleinlaut.

„Du scheinst nicht überzeugt zu sein, mein Kind."

„Ich sehe ein, daß Du Recht hast; doch verursacht mir dies Lob meines armen Vaters aus solchem Munde immer noch keine Freude."

„Vielleicht wenn Du älter wirst, ändert sich das.

Du kannst Deinen Vater freilich nie zu hoch stellen, so groß ist sein Verdienst. Kein Lob genügt, wenn es ihn wahr bezeichnen soll. Aber genug davon. Sage mir nun, mein Kind, wie Dir das Stück gestern Abend gefallen hat?"

„Vortrefflich, Mama!"

„Ich dachte es wohl. Dein Vater wünschte darum auch so besonders, daß ich Dich hinführen möchte, und ich mußte seinen Bitten nachgeben, so ungern ich ihn auch verließ. Es wird jetzt nur noch selten gegeben und wir fürchteten, es möchte nicht wiederholt werden; wenigstens nicht sobald. Du bist also befriedigt?"

„Außerordentlich, liebe Mama?"

„Hast Du denn in Zémire und Azor wohl die Schöne und das Thier erkannt?" *

„Es schien mir viel Aehnlichkeit damit zu haben."

„Erinnerst Du Dich noch genau des hübschen Mährchens in dem Magazin für Kinder?"

„Ganz genau! Ich werde das nie vergessen."

„Weißt Du noch, wie viele Thränen Du, als Du es lasest, dem Schicksale des armen Thieres geweiht hast?"

„Es that mir auch gar zu leid, Mama! Das arme, arme häßliche Thier! Es konnte doch nichts dafür, daß es so häßlich war."

---

* La Belle et la Bête par Madame la Princesse de Beaumont.

„Ich sagte Dir gestern nicht, was Du im Theater sehen würdest, um Dir den ersten Eindruck nicht zu verderben. Marmontel hat das Mährchen in Scene gesetzt, schon aus Freundschaft für ihn mußten wir hineingehen. Grétry hat die Musik dazu geliefert. Als es zuerst aufgeführt ward, hatte es einen ungeheuern Erfolg, ganz Paris wollte es sehen. Man rief nach dem Verfasser. Marmontel erschien jedoch nicht, weil er seine Autorschaft eigentlich mit der Prinzessin von Beaumont theilen mußte. Das setzte ihn in große Verlegenheit. Auch in Fontainebleau vor dem Könige wurde es gespielt, und der ganze Hof zerfloß dabei in Thränen.“

„Ich habe gestern auch geweint, liebe Mama. Du solltest meine Thränen aber nicht sehen, weil ich weiß, wie unangenehm sie Dir sind, besonders in Gegenwart fremder Menschen.“

„Es freut mich, mein Kind, wenn Du Dich bemühst, meine Wünsche zu erfüllen. Je häufiger Du Dich anstrengst, Deine Gefühle äußerlich zu beherrschen, je besser wird es Dir gelingen, Dich auch innerlich von den Eindrücken frei zu machen. Sage mir nun aber auch, was Dich so tief bewegt hat.“

„Ich habe schon darüber nachgedacht.“

Und ist es Dir gelungen, zu ermitteln, was Dich rührte?“

„Ich glaube es. Der häßliche Azor besitzt eine Güte

des Herzens, die ihn wahrhaft schön macht, so daß Niemand ihm zu widerstehen im Stande ist. Der Verfasser will uns daraus die Lehre ziehen lassen, daß endlich nichts so sehr die Menschen gewinnt, als das Gutsein."

„Und gut und schön sein war bei den Griechen dasselbe, mein Kind. Nahmen Jene es nun auch in anderem Sinne, so bleibt das Resultat dasselbe: daß die Schönheit eines edlen Herzens jede andere Eigenschaft überstrahlt. Es liegt also eine hohe und schöne Moral in der Fabel, die Du Dir gut einprägen mußt."

„Ich werde sie nicht vergessen, Mama. Es that mir zu leid, den guten, lieben Azor so unglücklich zu sehen und ich hätte es Zémiren nie verziehen, wenn sie nicht endlich, von seiner treuen Anhänglichkeit gerührt, ihm ihr Herz zugewendet hätte. Es ist doch nichts so schön in der Welt, als wenn uns Jemand so recht, recht lieb hat! Ich will mich nun recht bemühen auch so gut zu werden, Mama, damit Du mich dann auch so schön findest, wie Zémire den Azor fand, und mich an Deine Brust drückst und mir liebkosest."

Germaine hatte die letzten Worte mit vor Bewegung zitternder Stimme gesprochen. Jetzt brach sie in lautes Schluchzen aus, stürzte auf ihre Mutter zu und verbarg ihr Haupt in deren Schooß.

Madame Necker sah ihrer Tochter mit zusammenge-

zogenen Augenbrauen zu. Es schien ihr unangenehm zu sein, diese leidenschaftliche Aufwallung nicht vermieden zu haben. Sie bemühte sich, sie aufzurichten, nahm den Kopf des Kindes zwischen ihre feinen weißen Hände und sah sie mit ihren klaren blauen Augen halb ernst, halb traurig an; dann sagte sie mit gedämpfter Stimme und leise durchklingendem Vorwurfe:

„Ist das meine gute Tochter? Sind das die guten Vorsätze, welche Germaine Necker noch vor wenigen Minuten an den Tag legte, als sie mir erzählte, daß sie gestern Abend im Theater ihren Thränen geboten, um ihrer Mutter keinen Kummer zu machen?"

Germaine schluchzte unter diesem Zuspruche nur doppelt laut.

„Mein Kind! Meine Tochter! Ist es Dir nicht möglich, Dich zu fassen? Sage mir, was Dich so plötzlich und so tief bewegt, damit ich Dich verstehe."

„Du liebst mich nicht, Mama," rief die Kleine mit schmerzlichem Tone aus. „Ich weiß es, Du liebst mich nicht. Du kannst nur das Vollkommene lieben und ich bin viel zu unbesonnen, um Dir gefallen zu können. Du liebst nur meinen Papa und er liebt Dich; aber die arme kleine Germaine liebt Niemand. Darum will ich so gut zu werden suchen, wie das häßliche Thier, damit Du mich dann endlich um meiner großen Güte willen lieben mußt."

„Du bist mein Kind, Germaine, bist mein einziges Kind!“ sagte Madame Necker mit derselben ruhigen Fassung und demselben leisen kalten Tone der Stimme. „Du bist, nach Deinem Vater, mein theuerstes Gut. — Euch Beiden gehört mein Leben an, zwischen Dir und ihm theilt sich meine Zeit, sobald er mich entbehren kann, bin ich nur für Dich da. Mein höchster Wunsch ist: ihm in Dir eine Tochter zu erziehen, die sein Stolz und seine Freude sei. Je mehr Du strebst, mir dies Ziel erreichen zu helfen, je theurer wirst Du Deiner Mutter sein. Darum — nimm Dich zusammen, mein Kind!“

„Ich will ja gern, will alles thun, was Du wünschest, meine Mutter, nur mußt Du mich dann auch lieb haben, wie Zémire den Azor lieb hat.“

„Du mußt die Zuneigung Anderer nicht nach äußern Zeichen wägen, mein Kind; denn das ist trüglich.“

„Habe mich lieb, Mutter!“ bat die Kleine.

„Ich habe Dich lieb, Germaine; aber auf meine Weise,“ sagte Madame Necker ruhig. „Sieh, was man Dir auf der Bühne vorspielt, ist auf Effect berechnet, man will die Herzen damit rühren und erweichen; das paßt aber für unser häusliches Leben nicht, Du darfst Deinen Maßstab daran nicht legen. Wir Frauen brauchen den Männern gegenüber Ruhe und Besonnenheit, um unsere Würde zu behaupten. Wollte ich mich jedem Gefühle

überlassen, und heute Thränen des Schmerzes, morgen Thränen der Freude vergießen; so würde Dein verständiger Vater mich bald weniger achten und endlich auch weniger lieben. Du siehst das ein, mein Kind. — Weil ich nun aber wünsche, daß Du eines Tages ebenso glücklich werdest, wie ich es bin, daß Du eines Tages gleichfalls die Liebe und Achtung eines Deinem Vater ähnlichen verdienstvollen Mannes gewinnen möchtest; so geht mein Bemühen dahin, Dir die dazu nothwendige Eigenschaft der Besonnenheit anzuerziehen, und da ein gutes Beispiel besser wirkt, als alle Vorschrift, so darfst Du mich, Deine Mutter, nie anders, als vollkommen ruhig und gefaßt erblicken. Das Wohlanständige, das Maßvolle, werde ich nie aus den Augen setzen und vielleicht wird Dir zur Gewohnheit werden, was die Einsicht allein Deinem Naturell nicht abgewinnen konnte. Wenigstens hoffe ich es. — Und nun sei mein gutes Kind, trockne Deine Thränen und mache Deiner Mutter Freude! — Der Segen Gottes ruht ja auf den guten Kindern. — Setze Dich wieder an Deinen Tisch und schreibe in Dein Buch, was Du von dem Stücke von gestern noch im Gedächtnisse hast. Marmontel wird heute mit uns speisen, wie Du weißt, Dein guter Vater hofft wohl genug zu sein, um an unserm Mahle Theil nehmen zu können und wie sehr wird es ihn dann freuen, wenn seine Tochter mit einem bedeutenden Dichter

über sein Werk zu sprechen versteht. Willst Du Deinem guten Vater diese Freude machen?"

Die Brust des Kindes flog noch convulsivisch; sie konnte das Schluchzen noch nicht ganz unterdrücken, ihr dunkeles Auge hing mit dem Ausdruck unbeschreiblichen Wehs an ihrer Mutter, während sie ihre Thränen zu trocknen bemüht war. Niedergeschlagen kehrte sie endlich auf ihren Sitz am Fenster zurück und begann die geforderte Arbeit.

Madame Necker beruhigte sich, als sie sie beschäftigt sah und nahm sich vor, solche Ausbrüche des Gefühls auf jede nur mögliche Weise zu vermeiden. Daß sie damit die Wunde nicht heilte, welche ihre strenge Pflichterfüllung dem warmen Herzen ihres Kindes geschlagen, begriff sie nicht, denn sie gestand der Natur keine Art von Vorrecht zu, welche eine gute Erziehung nicht zu bewältigen vermochte. Für sie war der Mensch dem Marmorblocke gleich, dem die Hand des Künstlers erst Gestalt und Form verleiht. Wenn sie den Meißel also nur geschickt brauchte, so mußte sie die Resultate erreichen, welche ihrer Seele als Ideal aller Pädagogik vorschwebten.

Der Morgen des Lebens braucht aber vor Allem Liebe, die warm dem Herzen entquillt, die den kleinen Erdenbürger sanft an das Leid gewöhnt und die ersten Thränen des Schmerzes aus seinem Auge hinwegküßt.

Viertes Capitel.

Der Besuch im Krankenzimmer.

Ein ernstes Unwohlsein hatte Madame Necker seit mehreren Wochen auf das Krankenlager geworfen, und nur langsam erholte sie sich, nachdem die Gefahr überstanden. Ungeduldig sah sie jedem kommenden Tage entgegen, ob er ihr nicht die Kräfte bringe, deren sie so nothwendig bedurfte, um ihrem Hause in gewohnter Weise vorzustehen. Sie wußte, daß ihr Gatte sie empfindlich entbehrte, daß sie täglich und stündlich von ihm vermißt ward; sie wußte, daß sie ihren Freunden fehlte und immer noch mahnte der Arzt zur Ruhe, Pflege und Geduld, immer noch begehrte er, daß sie sich keiner Sorge hingebe, daß sie allen Pflichten entsage, bis auf die Eine, ganz sich selbst zu leben.

Madame Necker seufzte bei diesen Zumuthungen. Sie hatte sich stets der besten Gesundheit erfreut, und konnte es

kaum ertragen, in ihrer Schwäche irgend einem Auge sichtbar zu werden.

Die Krankheit hatte ihre ohnehin zarte Gesichtsfarbe zu fast durchsichtiger Blässe gesteigert, ihr klares blaues Auge schien größer geworden, ihre feinen Züge waren markirter. Auf einer Chaise longue hingestreckt, den Kopf in die zarte weiße Hand gestützt, sah sie gedankenvoll vor sich hin.

Da öffnete sich leise die Thüre, und den Kopf erst vorschiebend zu sehen ob sie auch schlafe, erschien die kurze, gedrungene Gestalt Necker's.

„Wie geht es?“ fragte er herzlich.

„Besser!“ erwiederte sie freundlich. „Du sollst mich nun nicht mehr lange vermissen.“

„Pst“ sagte er abwehrend. „Davon ist nicht die Rede. Aber Du selbst wirst nun nicht mehr so einsam hier zu sein brauchen. Wir dürfen Dich unterhalten, ich und Deine Freunde. Thomas ist unten; darf er herauf kommen?“

„Ich glaube, es wird mich nicht angreifen ihn zu sehen.“

„Gut! So sende ich ihn Dir. Er weiß viel Neues.“

„Ach! Das ist es nicht, was ich begehre. Nur was Du vornimmst, womit Du beschäftigt bist, das möchte ich wissen. Du schweigst?“

Necker legte lächelnd den Finger auf den Mund.

„Ich soll immer noch nicht erfahren, was der König von Dir gewollt, ob er Dir angetragen, eine Stelle zu bekleiden, ob Du seinen Vorschlag angenommen hast? — Ach! Es ist unbeschreiblich hart für eine Frau, grade dann ihrem Gatten nicht zur Seite stehen zu können, wenn das Schicksal ihm endlich die Stellung anweist, welche seinen Verdiensten gebührt; — wenn endlich eine Laufbahn sich ihm eröffnet, welche einen seinen Kräften angemessenen Wirkungskreis bietet! Wie froh wäre ich gewesen, grade jetzt Alles mit Dir theilen zu können; ich hätte Dich nach ernster Arbeit erheitern, Dich bei Schwierigkeiten trösten und aufrichten wollen. Und hier liege ich, nicht nur hülflos; sondern der Hülfe bedürftig. — Wenn ich bedenke, wie ich Dir so vieles verdanke, wie all mein Glück nur von Dir allein kommt, wie groß meine Schuld gegen Dich ist und ewig sein wird, und nun soll ich nicht einmal Dir zeigen können, welch ein treues, theilnehmendes Herz Du an mir gewonnen? — Das kränkt mich zu tief, zu tief! Höre nicht auf den Arzt, Necker! Ich bitte Dich, höre nicht auf ihn! Sprich mit mir! Vertraue mir. Der Mittheilung bedarf nun einmal der Mensch, und wo wolltest Du Jemand finden, dem Du vertrauen könntest, wie mir? Geh nicht zu Fremden mit Deinen Sorgen, gewöhne Dich nicht in eine andere Brust auszuschütten, was nur bei mir treu bewahrt ist."

„Da siehst Du nun, wie meine Gegenwart Dich aufregt," sagte Herr Necker sanft, und legte seine Hand, wie beruhigend, auf die schöne hohe Stirn seiner Gattin. „Nur noch wenige Tage Geduld, und Du sollst Alles erfahren, sollst meine Sorgen theilen wie zuvor und wie ich hoffe, auch meine Freuden. Indessen bestrebe ich mich Deiner würdig zu handeln. Ich hoffe, daß Du mit mir zufrieden sein wirst."

„Necker!" rief seine Gattin und sah ihn mit einem Blicke der rührendsten Liebe an, während sie seine Hand von ihrer Stirne entfernte und leicht auf ihre Lippen drückte. „Ich verdiene so viel Güte nicht! Es geht Dir also gut? Du bist zufrieden?"

„So weit man es je ist, wenn man etwas Rechtes leisten will. Aber — wo ist Germaine? — Marmontel ist im Salon und wartet auf sie. Sie haben ein Geheimniß mit einander."

„Sie ist in ihrem Zimmer. Es wird ihr schwer so ruhig zu sein, wie ich es von ihr fordern muß; darum sandte ich sie hinüber. Es betrübt mich oft, Necker, daß meine Erziehung nicht die Früchte trägt, welche ich erwartete. Ich kann die Natur des Kindes noch gar nicht besiegen."

„Ich bitte Dich das auch gar nicht zu wollen, meine Liebe. Deine Tochter ist das Ebenbild ihres Vaters,

täglich mehr erkenne ich mein eigenes Bild in ihr; Du würdest mir also ein schlechtes Compliment machen, wenn Du Dich beklagtest, daß ihr Naturell Dir nicht gefiele. Jedem Baume wächst seine Rinde. Gewähre ihr nur völlige Freiheit und Du wirst erleben, daß sie die schönsten Früchte trägt. — Aber — auch über diesen Punkt sprechen wir jetzt nicht weiter. Adieu."

Er hauchte einen Kuß auf ihre Stirne und verschwand.

Wenige Minuten darauf trat Thomas ein. Ernst begrüßte er die Freundin, drückte ehrfurchtsvoll ihre Hand an seine Lippen, und rückte dann einen Stuhl neben sie.

„Wie lange haben wir uns nicht gesehen," begann Madame Necker die Unterhaltung. „Schon war ich darauf vorbereitet, die letzte Reise antreten zu müssen. Gott hat es gnädig noch hinaus geschoben."

„Herr Necker hat mir aufgetragen, Sie zu erheitern, durch hübsche Stadtgeschichten zu zerstreuen, und jedes ernste Gespräch zu vermeiden. Gestatten Sie mir, seinen Wunsch zu erfüllen, damit mir vergönnt sei, Ihr Krankenzimmer öfter betreten zu dürfen. Ich habe es schmerzlich empfunden in dieser Zeit, wie fern ich Ihnen stehe, indem ich keine Sorge für Sie übernehmen durfte. Gönnen Sie mir wenigstens jetzt den Trost, der Erste zu sein, der sich Ihrer Unterhaltung widmen darf;" — sagte Thomas mit mildem Ernste.

Eine Pause entstand. Madame Necker war zum ersten Male in ihrem Leben um eine Antwort verlegen. Sie zupfte an der himmelblauen Decke, welche über ihre Füße geworfen war, und stützte ihr Haupt wie erschöpft auf ihre Hand.

„Haben Sie Vorträge in der Akademie gehalten, während ich krank war?“ fragte sie dann.

„Nichts von Bedeutung,“ entgegnete er. „Der Verlust von Madame Geoffrin wollte erst verschmerzt sein, wie ich mich auch zu fassen suchte, so konnte ich doch meinen Geist nicht zwingen, mit derselben Wärme ein mir fern liegendes Interesse zu verarbeiten. So habe ich denn der Zeit anheimgestellt, das für mich zu thun, was mein Wille nicht vermochte und einstweilen meinen ganzen Fleiß darauf verwendet, an den Erinnerungsblättern thätig zu sein, welche d'Alembert und der Abbé Morellet mit mir ihrem Angedenken widmen.“

„Darf ich diese lesen?“

„Es wird mir schmeichelhaft sein sie Ihnen zu Füßen zu legen, sobald sie abgedruckt sind.“

„Der Tod unserer Freundin wird eine bedeutende Lücke in unserem Kreise zurücklassen; besonders da uns auch Mademoiselle d'Espinasse fehlt; deren Geist und Liebenswürdigkeit ein Muster für uns Alle war. Denn wer versteht nun noch die Unterhaltung zu führen, wie sie sie zu

führen verstand? — Wer kann so anregend, aufmunternd wirken, wie sie es that! — Sie ist unersetzlich! — Und ist so unglücklich gestorben, sagt man?"

„Freilich! Es heißt, daß sie sich einer Neigung hingegeben, die keine Erwiederung gefunden."

„Das ist mir unbegreiflich! — Wie, könnte sie wirklich so wenig weiblich empfunden haben? Sollte nicht bloß das Gerede der Welt ihr diese unverzeihliche Schwäche anhängen?"

„Ich glaube, daß es keine bloße Vermuthung ist. Man hat Beweise dafür. Uebrigens ist es nicht das erste Mal, daß sich ihr Herz so verirrte. Man spricht von verschiedenen unerwiedert gebliebenen Verhältnissen der Art."

„Unmöglich!" rief Madame Necker mit aufrichtigem Erstaunen.

„Warum unmöglich?" fragte Thomas. „Uns Männern begegnet das Gleiche ja so häufig, daß wir recht wohl verstehen können, auch eine Frau wende ihr Herz ohne Vorbedacht uns zu."

„Und die Neuigkeiten, welche ich von Ihnen erfahren sollte?" erwiederte Madame Necker, um der Unterhaltung eine andere Wendung zu geben, die sie weniger persönlich berührte.

„Neuigkeiten so viel, daß ich mich nur besinnen muß, womit ich anfangen will. — Da ist Gluck und Piccini,

welche, nach wie vor, ihre musikalische Fehde fortführen, und da unsere junge Königin Marie Antoinette natürlich der deutschen Musik zugethan ist und ihr den Sieg gewinnen möchte; so fehlt es nicht an Intriguen und allerlei Versuchen, um dieser oder jener Seite die Zahl der meisten Anhänger zu sichern. In der Akademie, in den Cafés, in den literarischen Versammlungen ist nur davon die Rede. — Man fürchtet, Gäste bei sich zu sehen, um nicht Veranlassung zu Streitigkeiten zu bieten. Unser geselliges Leben ist augenblicklich ganz dadurch gestört. Man fragt, ist er Gluckist, ist er Piccinist, und beurtheilt ihn dem entsprechend. Unser Freund Marmontel hat sich dem letzteren zugewendet, und steht nun immer auf dem qui vive. Am besten, man vermeidet davon zu sprechen; denn die Erbitterung hat schon den höchsten Grad erreicht, besonders seit die Armide zur Aufführung kommt."

„Die Sache ist also Ernst geworden. — Das thut mir leid. Dergleichen Reibungen lassen, auch wenn die Ursache verschwunden, noch einen Nachhall in der Seele der Betheiligten zurück. — Jetzt erzählen Sie mir auch etwas Heiteres."

„Dann muß ich von Voltaire anfangen, der unerschöpflich, wie immer, in witzigen Einfällen ist. Er wünscht außerordentlich, nach Paris zu kommen, und hofft, daß

man ihm zureden werde, die Reise zu unternehmen. Ludwig XVI. wird ihn nicht verhindern."

„In seinem Alter! Er muß jetzt bald seinen vierundachtzigsten Geburtstag feiern?"

„Trotzdem ist er so frisch wie der jüngste Mann. In kurzer Zeit hat er drei Broschüren geschrieben, und zwei Tragödien beendigt. Er will seine Irene und Alexis durchaus in Paris aufführen lassen. Neulich hat er sie in Ferney bis zwei Uhr Nachts vordeclamirt und sich dann zu Bette gelegt, um nach sieben Stunden Schlaf frisch und munter zu erwachen. Was sagen Sie dazu?"

„Es ist bewundernswürdig, wie der ganze Mann."

„Aber hören Sie nun, was er uns kürzlich zugesandt hat, um es in den Courier de l'Europe drucken zu lassen. — Man würde doch augenblicklich an dem Stil erkennen, daß es von Voltaire entworfen ist:

Ludwig XV. speiste eines Abends im kleinen Kreise in Trianon; die Unterhaltung betraf die Jagd, und von dieser ging man zu dem Schießpulver über; Einer von der Gesellschaft machte die Bemerkung, es sei das beste Schießpulver aus einer Zusammensetzung von Salpeter, Schwefel und Kohlen bereitet. Der Herzog von la Vallière behauptete, zum Bedarf der Kanonen gehöre ein Theil Schwefel und eben so viel Kohle, mit fünf Theilen Salpeter, aufgelöst

in gut filtrirtem, gut evaporirtem und gut kristallisirtem Nitrum.

„Wie drollig," sagte der Herzog von Nivernois, „daß wir jeden Tag im Parke von Versailles Rebhühner schießen, daß wir manchmal auch Menschen schießen, oder uns auf der Grenze erschießen lassen, ohne zu wissen, womit man uns tödtet."

„Ah! so geht es uns ja mit allen Dingen dieser Welt," erwiederte Madame de Pompadour; „weiß ich doch nicht, woraus das Roth gemacht ist, womit ich meine Wangen schminke, und ich würde sehr in Verlegenheit gerathen, wenn ich erklären sollte, wie die seidenen Strümpfe auf meinen Füßen gemacht sind."

„Es ist doch schade," sagte der Herzog de la Vallière, „daß Seine Majestät uns das Dictionaire Encyclopédique confiscirt haben, wofür wir 100 Louis gezahlt hatten; darin stand die Antwort auf alle unsere Fragen geschrieben."

Der König vertheidigte seine Confiscation. Man hatte ihm gesagt, daß die 21 in-folio Bände, die auf dem Toilettentische jeder Dame zu finden, dem Staate sehr gefährliche Dinge enthielten, und er hatte darum selbst prüfen wollen, was an der Sache wahr sei, bevor er das Lesen des Buches gestattete.

Gegen das Ende der Mahlzeit schickte er einen Pagen

ab, um eine Ausgabe des gefährlichen Werkes zu holen; mit Mühe schleppten drei Diener die 21 großen Bände herein.

Man schlug Puder auf und fand, daß der Herzog von la Vallière Recht gehabt hatte; Madame de Pompadour las nach, welcher Unterschied zwischen der Pariser Schminke und jener sei, deren die Damen von Madrid sich bedienten, daß die erstere mehr Cochenille, die zweite mehr Safran enthalte.

Sie sah, wie man ihre Strümpfe wirkte; und das Verfahren dabei setzte sie in die höchste Verwunderung.

„Welch ein schönes Buch!" rief sie aus. „Sire, Sie haben diesen Reichthum der nützlichsten Kenntnisse nur unterschlagen, um ihn allein zu besitzen, und der einzige Gelehrte in Ihrem Königreiche zu sein."

Jeder wollte etwas aus den Bänden erfahren, man stürzte sich darauf, wie die Söhne des Lykomedes auf die Kostbarkeiten des Ulysses. — Alles fand man darin; wer einen Prozeß führte, konnte schon sein Urtheil lesen. Der König fand alle Vorrechte seiner Krone. „Aber wahrhaftig," sagte er, „ich begreife nicht, warum man mir so viel Böses von dem Buche gesagt hat."

„Nur darum," versetzte der Herzog von Nivernois, „weil es vortrefflich ist. Gegen das Unbedeutende oder Mittelmäßige erhebt man sich nicht. Wenn die Frauen

einer fremden Dame feindlich entgegen treten, so kann man überzeugt sein, daß sie sie überstrahlt."

Während dessen blätterte man immer fort in den Büchern und der Graf C.... sagte ganz laut: „Sie sind zu glücklich, Sire, daß es unter Ihrer Regierung Männer gab, welche so viele Kenntnisse besaßen und sie der Nachwelt übermachten. Alles findet sich hier, von der Kunst eine Stecknadel zu machen bis zum Gießen der Kanonen, von dem Kleinsten bis zum Größten. Danken Sie Gott, daß er in Ihrem Reiche Männer geboren werden ließ, um dem Weltall zu dienen. Die übrigen Völker werden diese Encyklopädie kaufen oder nachdrucken müssen. Nehmen Sie mir alle meine Güter, Sire; aber ich bitte Sie, lassen Sie mir meine Encyklopädie."

„Man sagt aber doch," erwiederte der König, „daß dies nützliche und vortreffliche Werk voller Fehler sei."

„Sire," erwiederte Graf C...., „es fanden sich heute auf Ihrem Tische zwei schlechte Schüsseln, von denen wir nicht aßen; doch haben wir sehr gut soupirt. Sollte man nun die ganze Mahlzeit aus dem Fenster geworfen haben, um dieser zwei Schüsseln willen?"

Der König sah die Macht dieser Gründe ein. Jeder erhielt sein Eigenthum zurück. So endigte dieser glückliche Tag.

Aber der Neid und die Unwissenheit waren damit

nicht aus dem Felde geschlagen; die beiden unsterblichen Schwestern setzten ihren Schrei, ihre Cabale, ihre Verfolgungen fort; die Unwissenheit ist so reich an Mitteln, wo sie bekämpfen will. —

Was war die Folge?

Das in Frankreich verbotene Werk erlebte vier Auflagen im Auslande und brachte den Fremden eine Summe von achtzehnhunderttausend Thalern ein." —

„Vortrefflich!" sagte Madame Necker, als Thomas geendet und das Blatt, aus dem er den Aufsatz gelesen, wieder eingesteckt hatte. — „Und doppelt vortrefflich, wenn es von Ihnen vorgetragen wird."

„Sie sind zu gütig, an mir zu loben, was zu den Erfordernissen meiner Stellung gehört."

„Und Turgot hat sein Amt wirklich niedergelegt? — Es ist ein Anderer an seine Stelle gesetzt?"

„Davon weiß ich nichts, oder darf ich nichts wissen," versetzte Thomas lächelnd. — „Ihr Arzt verlangt, daß die Politik Ihnen fern bleibe, weil sie zu aufregend für eine Nervenkranke sei. Darum sendet man einen Akademiker an Sie ab, die Wissenschaft regt nicht auf; sie beruhigt."

„Es ist irgend etwas vorgegangen, ich weiß es," erwiederte Madame Necker bewegt. „Der König hat Necker zu sich entbieten lassen. Ich entsinne mich dessen genau, ich weiß, daß es kein Gebilde meiner Phantasie ist, ich

weiß es, daß er sich angekleidet hat, um vor Seiner Majestät zu erscheinen. Doch weiter geht mein Gedächtniß nicht. Hier verwirren sich meine Erinnerungen. — Und Niemand will mir nun sagen, wie seine Audienz abgelaufen ist. — Lieber Thomas! Wissen Sie kein Mittel mich recht schnell gesund zu machen, damit man nicht länger mir vorenthalten dürfe, was zu erfahren mein ganzes Herz mich drängt."

„Ich bin in der That so glücklich, Ihnen hier dienen zu können," erwiederte dieser scherzend. „Es ist ein Wunderdoctor angekommen, Mesmer nennt er sich, welcher mit der Spitze seines Fingers, oder, wenn es Ihnen besser gefällt, mit den Tönen seiner Harmonika auf Sie wirkt, und Ihnen jede beliebige Krankheit giebt oder nimmt, — wie Sie wollen.* Dieser Herr hat schon in Deutschland viel Aufsehen erregt. Hier schadet es ihm, daß er so wenig Geist, so wenig Einbildungskraft zeigt. Selbst als Wunderdoctor kann man jetzt in Paris nicht mehr sein Glück machen, ohne hervorstechende persönliche Eigenschaften."

„Worauf begründet er denn seine Wunderkraft," fragte Madame Necker. — „Wenn er keine Versuche an

* Correspondence littéraire de Grimm et Diderot. B. 4. Seite 218.

mir macht, die mir schaden können, so ließ ich ihm gern an mir ein Wunder verrichten."

„Seine Ansicht ist: daß es ein noch unbekanntes materielles Etwas giebt, welches auf unsere Nerven wirkt; — diesem Grundsatze zufolge, findet dann auch eine Wechselwirkung statt, sowohl unter belebten als unbelebten Körpern; — es giebt eine Anziehungskraft, dem Magnet ähnlich, auch unter uns. — Diesen thierischen Magnetismus, dessen geheime Wirkung er entdeckt, wendet er nun zur Heilung von Krankheiten an. Nach welchen Grundsätzen er hierbei verfährt, mag er Ihnen selbst erklären, wenn er an Ihnen eine Probe seiner Kunst ablegt. Noch muß ich Ihnen aber bemerken, daß er in Paris sehr viele Personen entdeckt hat, auf welche er keine Wirkung zu üben im Stande ist, und ich besorge sehr, daß er auch Sie unter diese Zahl rechnen werde."

„Warum besorgen Sie das? — Warum ist grade Paris seinen Kuren nicht günstig?"

„Weil der Strom des Lebens uns hier zu mächtig mit sich fortführt; man giebt sich nicht leicht einer Empfindung hin, läßt sich nicht leicht von seinen Einbildungen beherrschen."

„Und darauf, meinen Sie, beruhte die ganze Kunst dieses Doctors?"

„Ich bin davon überzeugt. Dann ist noch der Prinz



Gonzaga angekommen, mit seiner Gemahlin, der berühmten Improvisatrice Corilla, welche in Rom gekrönt worden ist. — Sie können denken, welches Aufsehen sie in der Gesellschaft erregt. Alles drängt sich um sie, will sie kennen und hören. — Unser Freund Marmontel ist vor Allen von ihr hingerissen."

„Ich hoffe, daß sie Paris nicht sobald verlassen wird, denn ich möchte sehr gern, daß meine Tochter eine Probe dieses Talentes sähe. — Es ist mir überhaupt sehr daran gelegen, Germaine mit ausgezeichneten Frauen bekannt zu machen, damit sie Muster vor sich sehe, denen nachzustreben ihr Sporn sei. Ohne ein Ziel, scheint uns der Pfad, den wir wandeln, oft gar lang und dürftig; die bloße Pflicht ist zu ernst für das Naturell meines Kindes."

„Sie wollen Ihre Tochter für den Ruhm erziehen und ist dieser nicht auch eine Leidenschaft?"

„Doch eine edle, werden Sie zugestehen."

„Und zugleich eine sehr gefährliche; denn sie nährt sich mehr, wie jede andere, von dem Beifall der Menge."

„Ich möchte wenigstens gern verhindern, daß sie, wie die Frauen in Paris, mit dem Kopfe liebe und mit dem Herzen denke. Der neapolitanische Gesandte hat dies von uns gesagt, wie Sie wissen." *

---

* Memoiren von Grimm. B. 4.

„Ich entsinne mich dessen; aber ich glaube nicht, daß er auch von Ihnen dabei hat reden wollen.“

Madame Necker erröthete leicht. —

„Und wie geht es unserm Rousseau? — Haben Sie ihn kürzlich gesehen?“

„Er ist nicht in Paris; er ist in Ermenonville, und sehr hypochonder, wie man sagt. Das Gerücht geht, es würden seine Bekenntnisse erscheinen und zwar in Holland; er selbst leugnet es aber und behauptet, wenn dem so sei, so müsse Jemand ihm das Manuscript entwendet haben. — Der Doctor le Bègue de Presle, sein warmer Freund, fuhr neulich zu ihm hinaus auf das Land. Als er nach Rousseau fragte, kroch dieser mühsam aus dem Keller hervor. Le Bègue de Presle machte ihm Vorwürfe darüber, daß er in seinem Alter diese häuslichen Geschäfte nicht Madame Rousseau überlasse? „Was wollen Sie?“ antwortete er ihm. „Wenn sie hinunter steigt, so kommt sie nicht wieder herauf?“

„Der arme Mann! Könnte man ihm nur etwas leisten! Nur auf irgend eine Art zu seiner Bequemlichkeit beitragen! Aber er weist jede Hülfe zurück.“

„Und was mehr ist, man verstimmt ihn, macht ihn durch ein Erbieten oft ernstlich böse. Wir müssen ihn also schon sich selbst überlassen.“

„Wird die Nachwelt uns aber dafür nicht richten?

Der Fernstehende sieht die Schwierigkeiten nicht, welche hemmend unseren Weg versperren."

„Es liegen der Beweise zu viele vor, um uns zu rechtfertigen! — Jetzt aber ist die Stunde abgelaufen, welche man mir vergönnte bei Ihnen zuzubringen. — Ich will diese Zeit nicht überschreiten, damit man die Erlaubniß, Sie zu sehen, nicht zurücknehme."

Er verbeugte sich und ging. Madame Necker sah ihm gedankenvoll nach.

Fünftes Capitel.

Das Genesungsfest.

Herr Necker wünschte die Genesung seiner Gattin festlich zu begehen. Der Tag, welcher sie zum ersten Male dem Kreise ihrer Freunde zurückführen würde, sollte mit einer Feier bezeichnet werden und ihr den wohlthuenden Eindruck verursachen, wie viel sie ihrer Familie, wie viel sie auch ihren Bekannten sei. Jeder hatte sich bemüht, eine kleine Aufmerksamkeit für sie zu ersinnen; vor allem aber war es Germaine, welche die Stunde nicht erwarten konnte, wo ihre Mutter in den mit Blumengewinden geschmückten Salon treten würde, um hier von ihr begrüßt zu werden. Weiß gekleidet, das dunkele Haar mit einer Rosenguirlande geschmückt, stand sie seit einer Stunde da und zählte die Minuten bis zum Eintritte der Genesenen. — Sie hielt ein weißes Blatt in der Hand, auf dem ihr dunkeles Auge

von Zeit zu Zeit ruhte, als suche es die darauf geschriebenen Worte dem Gedächtnisse noch recht genau einzuprägen. Marmontel, Grimm und Thomas standen in einer Fensternische und unterhielten sich. — Sie waren geladen, an dem Mittagsmahle Theil zu nehmen, während die übrigen Gäste sich erst später einfinden sollten.

Herr Necker hatte sich in das Zimmer seiner Gemahlin begeben, um sie herüber zu führen. Auch er trug eine kleine Ueberraschung für sie im Sinne, welche er ihr jetzt allein mittheilen wollte. Mit feierlicher Miene trat er bei ihr ein, vergaß aber, sowie sein Auge auf sie fiel, was er hatte sprechen wollen und blieb verstummend vor ihr stehen. Sie war zum ersten Male nach ihrer Krankheit in voller Toilette und hatte für ihren Anzug eine Farbe gewählt, die sie sonst nie trug. Carmoisin steht Blondinen nur dann, wenn ihr Teint makellos ist. Die fast durchsichtige Weiße der Haut, welche der lange Aufenthalt in geschlossenen Räumen bei Madame Necker hervorgerufen, brachte jetzt die vortheilhafteste Wirkung hervor, ihr blaues Auge strahlte dabei so klar, sie sah so heiter und belebt aus in dem beglückenden Gedanken, mit Heute wieder in ihre alten Rechte einzutreten, als Vorsteherin des Hauses, als Mittelpunkt ihres geselligen Kreises, daß ihre Erscheinung einen fast bezaubernden Eindruck hervorrief.

„Wie schön Du bist!" sagte Herr Necker endlich, in-

dem er mit dem Auge die hohe, fast königlich vor ihm dastehende Gestalt seiner Gattin maß. „Die Krankheit hat Dir in dem Bezug wenigstens nicht geschadet."

Sie legte ihre beiden Hände auf seine Schultern und sah ihm liebevoll in das Auge.

„Das währt alles nur eine kurze, kurze Zeit; darum wünsche ich, daß Du an mir nicht nur liebest, was vergänglich ist, mein einziger Freund; sondern auch was uns dauernd verbinden kann. Ich muß die Freundin Deiner Seele, muß ein Wiederhall von Deinem besseren Selbst sein; wenn ich mit Vertrauen in die Zukunft blicken soll."

„Das bist Du mir, so wahr ich lebe!" sprach Necker ernst. „Ich kenne an Dir nur den einen Fehler, daß Du uns Andern nie vergönnen willst, das schöne Vorrecht des Verzeihens auch an Dir zu üben. * Wer unserer Nachsicht dann und wann bedürftig ist, gewinnt dadurch in unserer Liebe."

„Das ist ein hartes Wort, mein Freund. So müßte ich denn, um Dir mehr noch zu gefallen, erst weniger vollkommen sein? — Wie leicht wär' mir das Spiel! Doch dieser erste kleine Schritt gethan, wo ich auf einen Zoll von dem rechten Pfade mich verirrte, und wie schwer dann

* Notice sur le caractère et les écrits de Madame de Staël. B. 1. S. 20.



gleich die Rückkehr. Ich kenne mich. Mit leichtem Sinn das Leben zu erfassen, vermag ich nicht; das, was ich bin, das bin ich ganz. So laß mich denn der Tugend angehören und Dir und ihr mit ganzem Sinn mich weih'n. — Du fährst nicht schlecht dabei, das glaube mir, mein Freund."

„Als ob ich das nicht wüßte, mein theures Weib! Auch war der Tadel mehr ein halber Scherz. Jetzt aber, Dir zu zeigen, wie sehr ich Dich entbehrt, nimm Platz und laß mich Dir erzählen, wie hoch das Schicksal mich gestellt und was ich ohne Deinen Rath hab' unternehmen und leisten müssen. Der König hat mich rufen lassen und mir die Verwaltung der Finanzen anvertraut."

„Das ahnte mir," rief Madame Necker jubelnd aus.

„Ganz Frankreich, ja, die Welt sieht jetzt auf mich und fordert von mir, daß ich dieses Landes Retter werde. Ich fühle die Verantwortlichkeit so schwer, wie nur ein Mann sie fühlen kann und das Gewicht davon lastete auf meinen Schultern nebender Sorge für Dein Leben. Es war eine böse, böse Zeit! Gottlob! Nun wird es besser gehen, nun wird es Tag vor meinem Blicke."

„Und was hast Du vorgeschlagen, welche Veränderungen hast Du getroffen," rief Madame Necker aufgeregt und ergriff die Hand ihres Gatten, die sie zwischen ihren beiden festhielt.

„Siehst Du, wie sehr auch jetzt noch diese Nachricht Dich ergreift und spannt, wie recht ich hatte, Dir sie vorzuenthalten," sagte Herr Necker ernst. „Du sollst jetzt alles, alles wissen, alles erfahren, was geschehen ist; nur heute nichts mehr davon. Heute gieb Dich der Freude hin. Heute lebe dem Gedanken, daß Dein Ehrgeiz für mich seine Befriedigung gefunden, daß meinen Kräften ein weiter Schauplatz geboten ist, auf dem ich beweisen kann, ob wirklich die Talente in mir schlummern, welche Du mir zugetraut!"

„Nur das Eine sage mir: Ist der König mit Dir zufrieden? — Wie behandelt er Dich? Wie benimmt er sich?"

„Vortrefflich, muß ich sagen. Ich bin ein Ausländer, bin ein Protestant; — ich hatte hier keinen Posten noch bekleidet, mein Amt war einzig die Vertretung meiner kleinen Schweiz; es waren daher große Vorurtheile zu besiegen."

„Um so größer auch die Ehre für Dich!"

„Um so schwieriger auch meine Stellung, meine Liebe. Aber, dem Himmel sei Dank, bisjetzt geht alles gut. Alle Welt ist meines Lobes voll. Der öffentliche Credit steigt, der Zustand der Finanzen wird täglich besser, jedes neue Edict stößt neue Mißbräuche um, wir wüthen mit Feuer und Schwert gegen die seit Jahrhunderten an-

gehäuften Unordnungen in der Verwaltung. Ich habe eine neue Administration für Berri eingerichtet, welche ein ungeheures Aufsehen erregt. Ganz Paris ist davon voll. Du wirst jetzt viel von Deinem Gatten reden hören. Mache Dich aber darauf gefaßt, mich auch vielfach tadelnd genannt zu finden. Es giebt kein Licht ohne Schatten, und, je heller die Sonne leuchtet, um so schwärzer ist es in ihrem Rücken."

„Ich bin sprachlos, Necker, sprachlos gegenüber so vielem Glücke! Dich ganz erkannt zu sehen, das war mein höchster Wunsch."

„Du nennst es so; ich möchte dies Geschenk des Himmels nicht an so äußerliche Bedingungen knüpfen; vor Allem aber nicht an den Beifall der Menschen, an die Stimme der öffentlichen Meinung. Wie bald wird diese uns treulos. Wie wenig darf man darauf bauen!"

„Nicht einem wahren Verdienste, wie Du es besitzest."

„Auch diesem, meine Liebe! — Aber, — folge mir jetzt in den Salon. Unsere Freunde erwarten Dich und schon zu lange haben wir ihre Ungeduld, Dich zu begrüßen, auf die Probe gestellt."

Er bot seiner Gattin den Arm. Langsam und gedankenvoll lieh sie sich seiner Führung.

An der Thür des Salons hielt Necker seine Schritte an und pochte leise. — Sogleich öffneten sich beide Flügel-

thüren, wie durch einen Zauberschlag und inmitten eines Laubdaches von blühendem Gesträuche stand Germaine ihrer Mutter gegenüber, reichte dieser ein Bouquet der schönsten Rosen entgegen und sang dazu die folgenden von Marmontel für sie gedichteten Verse, nach einer Melodie aus dem Barbier von Sevilla.

Heiter genoß ich der glücklichen Tage,
Bis das Unglück an meine Pforte klopfte.
Theure Mutter! Zeugin Deiner Schmerzen,
Nannte ich das Leben nur noch eine Strafe.

Die würdigste der Mütter ward mir zu Theil,
Vom Himmel empfing ich damit die schönste der Gaben,
So wache denn, Geschick! über ihrem Heile,
Damit ich seine Gunst nicht bitter finde.

Für mich selbst acht' ich den Schmerz nur geringe,
Und nehme willig seine Bürde hin;
Allein die Eltern, die ich verehre und liebe,
Sie leiden zu sehen zerreißt mir das Herz.

Wir tragen in uns den Keim so vieler Uebel,
Die immer nur aus weiter Ferne drohen;
Ach! sollte denn der Tugend nicht gewährt sein,
Daß sie als Lohn sich der Gesundheit freue?

Man sagt uns, daß sie in den Hütten wohne,
Und des bescheidenen Looses Begleiterin sei.
Allein in ihr hast, Himmel, du vereint
Den reinsten Geist mit dem gefühlvollsten Herzen.

Von meinen demüthigen Bitten gerührt,
Hat der Himmel sie von ihren Leiden befreit.
Dieser Moment, ach! schien mit neuem Leben
Die Nacht meines Kummers zu erhellen.

Ich bin dadurch belehrt wie schwach uns Liebe macht,
Und habe gelernt in dieses Unglücks Schule.
D'rum bete ich zu Gott, er möge mich bewahren
Vor Prüfungen, die meine Kräfte übersteigen.

Herr Necker fügte diesen Versen hinzu:

Du warst Zeugin von dem Schmerze meines Vaters,
Nichts kann mich von meiner Gattin trennen, sagte er mir.
So kann denn ein Augenblick Euch Beide mir rauben,
Darum flehe ich Dich an um Sorge für Dich.

Moi, qui goûtais la vie avec délice,
Dans un instant j'ai connu le malheur.
Belle Maman, témoin de ta douleur,
J'ai dit: Pour moi la vie est au supplice.

En me donnant la plus digne des mères,
Ciel! tu m'as fait le plus beau des présents;
Daigne veiller sur ses jours bienfaisants,
Ou tes faveurs me seront trop amères.

Oui, je crains moins la douleur pour moi-même,
À tous ses traits je suis prête à m'offrir.
Les plus grands maux c'est ceux qu'on voit souffrir,
À des parents qu'on revère et qu'on aime.

De mille maux l'essaim nous accompagne,
Mais, sont-ils fait pour un être accompli?
Ah! d'un objet de vertus si rempli
Que la santé soit au moins la compagne.

Dans les hameaux on nous dit qu'elle habite
Et qu'elle suit la douce obscurité,
De la nature en sa simplicité,
Jamais Maman n'a passée la limite.

Des purs esprits l'essence est impassible;
Ma mère a droit à cet heureux destin.
Ciel! n'est-tu pas réuni dans son sein
Un esprit pur avec un coeur sensible.

Un Dieu touché de mon humble prière,
A fait cessé le mal, qui m'accablait.
Dans ce moment, hélas! il me semblait
Qu'un jour nouveau me rendait la lumière.

J'ai reconnu combien mon âme est tendre
À quelque chose ainsi malheur est bon.
Dieu! Gardez-moi de pareille leçon,
Je n'aurais pas la force de la prendre.

Herr Necker fügte noch diesen Vers hinzu:

De mon papa voyez l'amour extrême;
Rien, m'a-t-il dit, ne peut nous désunir,
Un seul instant pourrait tout me ravir
Ah! par pitié, prenez soin de vous-même.

Madame Necker hatte aufmerksam bis zu Ende gehört. Ihr schönes helles Auge war dabei abwechselnd von ihrem Gatten auf ihr Kind und endlich auch auf die im Hintergrunde versammelten Freunde hin gerichtet gewesen. — Jetzt neigte sie sich zu ihrer Tochter herab, hauchte einen Kuß auf deren Stirne und flüsterte: Gott segne Dich, meine Germaine! — Dann reichte sie ihren Gästen beide Hände entgegen und begrüßte sie mit einigen verbindlichen Worten. Marmontel, dessen warmes Herz stets überwallte, drückte ihre durchsichtige weiße Hand innig an seine Lippen und sagte unter hervorquellenden Thränen: „Gottlob! daß Sie uns wieder gegeben sind! Nach so vielen Verlusten hätte dieser letzte mich wahrlich nicht mehr stark genug gefunden, ihn zu überleben. — Unsere Geoffrin dahingegangen, Mademoiselle de l'Espinasse fort, konnte uns das Schicksal doch nicht auch Sie noch nehmen!"

„Wir wollen uns heute nicht rühren, wir wollen uns freuen, mein guter Marmontel!" sagte Necker. — „Kommen Sie! Die Mahlzeit ist eben angekündigt. Lassen Sie uns zu Tische gehen und bei einem guten Glase Rheinwein Vergessenheit des Vergangenen, Genuß der Gegenwart trinken. — Thomas, bieten Sie meiner Frau den Arm, Sie, guter Marmontel, führen Ihre kleine Braut, Germaine Necker, und ich folge mit Baron Grimm, der mir so warm zugethan ist, als wäre ich seine Geliebte."

Der feine Weltmann, dem dieser Scherz galt, lächelte. — „Sie haben wenigstens einen recht treuen Liebhaber an mir, mein lieber Necker, dem Sie den Mangel an Jugend und Schönheit um dieser Eigenschaft willen wohl verzeihen können."

„Sie sind ein echter Cupido; Sie tragen die Binde vor den Augen und ich folge Ihrem Beispiele. Die Freundschaft darf so wenig hell sehen, wie die Liebe."

Lachend nahmen Beide ihre Plätze an der Tafel ein und der Wirth sorgte, daß die Gäste heute keinem ernsten Gespräche folgten. Madame Necker ging freundlich auf alle Scherze ein und ließ manches lockere Witzwort durchschlüpfen, dem sie sonst mit einer strengen Miene zu begegnen pflegte. „Unser Freund Raynal fehlt uns," bemerkte Herr Necker. „Er konnte leider nicht so früh hier sein, wie er wünschte, weil er uns einige Gäste zuzuführen beabsichtigte, deren Erscheinen meiner Frau eine angenehme Ueberraschung sein sollte. Wir werden ihn im Salon finden, hoffe ich."

Aber kaum hatte er diese Worte gesprochen, als der Genannte unangemeldet in das Zimmer trat und ohne Weiteres seinen noch unbesetzten Stuhl an der kleinen Tafel einnahm.

„Bitte! Lassen Sie sich nicht stören;" rief er. „Meine Leute warten ruhig im Salon, bis ich wiederkomme. In-

dessen kann ich noch ein wenig mit Ihnen plaudern und genießen, was übrig ist."

„Es ist sehr liebenswürdig von Ihnen, daß Sie uns den Abend durch seltene Gäste verschönern wollen, mein lieber Abbé, und ich erkenne Ihre Absicht dankbar;" sagte Madame Necker verbindlich. „Doch ist es mir schon Glück genug, mich in dem gewohnten Kreise meiner bewährten Freunde zu befinden; es bedurfte des Zusatzes kaum."

„Sie werden, hoffe ich, mit mir zufrieden sein," sagte Raynal schmunzelnd.

„Darf man denn nicht erfahren, wen zu begrüßen uns beschieden ist?"

„Wenn Sie es zu wissen wünschen — erfahren müssen Sie es ohnehin in wenigen Minuten — Mesmer ist hier und mit ihm seine berühmte Somnambüle."

„Sie scherzen!" rief Madame Necker überrascht.

„Nein, nein. In allem Ernst. Ich hörte, daß Sie sehr begierig seien, eine Probe dieser Zauberkunst zu sehen und sparte mir den guten Bissen auf heute für Sie auf. — Bereiten Sie sich vor, die unerhörtesten Entdeckungen in der Geisterwelt zu machen, von Allem, was im Himmel und auf Erden den Menschen noch verborgen war, an diesem Abend Kunde zu erhalten, das Zukünftige vor Ihrem Blicke zu sehen. Bereiten Sie sich vor!"

„Sie haben in der That sehr richtig gerathen, mein

lieber Abbé; nichts konnte mir Erwünschter sein, als diesen vielberedeten Mann von Angesicht zu Angesicht zu sehen. Wie sieht er aus. Beschreiben Sie ihn mir."

„Es ist ein kleiner blonder Herr, dessen Aeußeres nichts von seinem göttlichen Wissen verräth; aber stille Wasser sind tief."

Indessen diese Unterhaltung im Speisezimmer geführt ward, saß der Gegenstand derselben, in ernstes Nachdenken vertieft, in dem Gesellschaftszimmer der Madame Necker und ließ sein Auge, wie abwesend, von Gegenstand zu Gegenstand gleiten. Seine Begleiterin, ein bleiches junges Mädchen, mit kohlschwarzem Haare und dem geisterhaften Blicke eines überreizten Nervensystems, ging unruhig auf und ab. Endlich blieb sie vor einem Ecktische stehen, auf dem, neben dem Fächer von Madame Necker, ein kleines Taschenbuch lag. Sie entfaltete den Ersteren, hielt ihn gegen das Licht und bewunderte die echt chinesische Arbeit; dann widmete sie auch dem kleinen Portefeuille ihre Aufmerksamkeit. Sie zog den Stift heraus, der den Elfenbeindeckel zusammenhielt, und blätterte darin. Die Seiten waren beschrieben, sie mußte, um zu lesen, dem Lichte näher treten. Von zierlicher Frauenhand fand sie bemerkt: heute, an meinem Geburtsfeste, muß ich jedem meiner Freunde auf eine andere Weise ausdrücken, wie dankbar ich die mir

bewiesene Theilnahme erkannt habe. * Außerdem habe ich noch eine besondere Anspielung auf das zu machen, was in diesen Monaten vorgegangen ist, zum Zeichen, daß ich mich auch während meiner Krankheit mit dem Wohl und Weh eines Jeden von ihnen beschäftigt habe. Nun folgten die Namen der Personen mit den Bemerkungen, welche sich im Laufe der Unterhaltung einschalten ließen. — Die junge Dame las aufmerksam alles durch und ein eigenthümliches Lächeln spielte dabei um ihren Mund. Sie war lange damit beschäftigt und legte das Buch erst wieder aus der Hand, als ein Geräusch an der Thüre das Eintreten neuer Gäste verkündete. Madame Necker kehrte eben aus dem Speisezimmer zurück, gefolgt von den Herren und ihrer kleinen Tochter, welche der Mutter zur Seite blieb. Sie begrüßte zuerst den harrenden Wunderarzt, den sie mit einigen schmeichelhaften Worten willkommen hieß; dann wandte sie sich zu seiner Gefährtin, nahm jedoch dazwischen den Augenblick wahr, ihren Fächer nebst dem Taschenbuche, welches sie vor der Mahlzeit hier abgelegt, in die Hand zu nehmen. Ein schlauer Blick der Französin begleitete sie dabei. „Herr Dr. Mesmer will die Güte haben, uns an Ihnen eine Probe seiner Kunst zu geben, Mademoiselle," redete sie darauf das Mädchen an, das sich verneigend,

---

* Morellet, Memoiren.

mit demüthigem Blicke erwiederte: „Ich schätze mich glücklich, Madame, berufen zu sein, dem Lichte der Wahrheit zu dienen und freue mich, daß mir dadurch die Gelegenheit ward, einer der geistvollsten Frauen Frankreichs gegenüber zu stehen.“

In dem Augenblicke wurde der Prinz Gonzaga gemeldet und mit ihm trat seine Gemahlin, die berühmte Corilla, ein. Madame Necker wandte sich nun diesen neuen Gästen zu, denen sie, in der Absicht sich recht geschickt zu benehmen, fast linkisch entgegentrat. Die Leichtigkeit, mit welcher eine geborne Pariserin sich in ihrem Salon bewegt, erwirbt sich nicht, sie muß angeboren sein; trotz aller angewandten Mühe, trotz aller Vorbereitungen, konnte Madame Necker im Augenblicke sehr oft den richtigen Ton nicht treffen. — Die Erscheinung der Improvisatrice imponirte ihr noch überdem. — Die schöne Fürstin trug ein Kleid von schwerem weißem Atlas, nach griechischem Schnitt gemacht und unter der Brust nur mit einem goldenen Gürtel gehalten; ihr schwarzes lockiges Haar zierte ein dichter grüner Blätterkranz; die vollen Arme waren von keinen Handschuhen bekleidet und nur mit einer einfachen goldenen Spange geschmückt. Ein liebliches Lächeln umspielte den schönen Mund, als sie der Wirthin mit freundlichen Worten für ihre Einladung dankte. „Der Vortheil ist ganz auf meiner Seite,“ erwiederte Madame Necker, „und

mein Freund Marmontel, der so gütig den Vermittler gespielt, kann meines besonderen Dankes gewiß sein. Gestatten Sie mir, Fürstin, Ihnen meine kleine Tochter vorzustellen, welche über das, was sie von Ihrem Talente gehört, so erstaunt ist, daß sie den Schlaf nicht mehr finden kann. Germaine, küsse der Frau Fürstin die Hand."

Corilla reichte dem Kinde anmuthsvoll ihre Rechte, auf die Germaine ihre vollen Lippen drückte. — „Wie schön Sie sind!" rief sie dann aus, mit leuchtenden Augen zu der schönen Frau hinaufsehend. „Ach! könnte ich sein, wie Sie, wie sehr würde ich dann meinen Eltern gefallen. Wenn ich auch noch so viel lerne, so werde ich doch nie einen so bezaubernden Eindruck hervorbringen!"

„Kind, Kind! welche Aufwallung!" sagte Madame Necker beschwichtigend.

„Lassen Sie das Mädchen gewähren," bat Corilla und legte freundlich ihre schöne Hand auf das Haupt des Kindes. „Sie giebt sich noch warm den Eindrücken hin, wie schön ist das und wie bald verlernen wir diese Fähigkeit, wenn das Leben mit seinem Ernst uns erst in die Schule genommen hat. Sind unsere Illusionen einmal hin, ist es auch mit unseren Wünschen aus und langsam schleichen unsere Tage dann an uns vorüber. Möge diese Zeit ihr lange noch fern bleiben!"

„Und auch Ihnen," fiel Marmontel ein. „Der kleine

Gott darf auch Ihre Fackel sobald nicht sinken lassen, Prinzessin."

„Ein Dichter, wie Sie, sollte das gleich in einen Vers kleiden," bemerkte der Prinz Gonzaga.

„Wenn mich die Gegenwart Ihrer Frau Gemahlin nicht schüchtern machte, würde ich es mir zum Vergnügen machen, Ihrem Wunsche zu entsprechen; aber so" — er zuckte lächelnd mit den Achseln.

„Wenn das Sie abhalten sollte, würde ich mich entfernen," sagte Corilla, und machte Miene sich abzuwenden.

„Nein, nein, so war es nicht gemeint, Fürstin. Sollten Sie auch weniger günstig von mir urtheilen, ich werde es dennoch versuchen. Sollten Sie mein schwaches Talent auch belächeln, ich werde Ihnen dennoch eine Probe davon ablegen." Und er begann:

„L'amour est un enfant, qni vit d'illusion,
La triste vérité détruit la passion;
Il veut qu'on le séduise et non pas qu'on l'éclaire.
Voilà de son bandeau la cause et le mystère."

„Vortrefflich!" rief der Prinz und Corilla zugleich und die Uebrigen vereinigten sich zu demselben lobenden Ausspruche. — Die Gesellschaft war indessen gewachsen, man plauderte hier und dort, die Fremden wurden diesem und jenem Gaste vorgestellt. Germaine aber blieb heute nicht, wie es sonst der Fall war, an der Seite ihrer Mutter.

— Sie konnte sich von der schönen Corilla nicht losreißen, wie bezaubert folgte sie deren Blicken, und ließ sich in Ausrufungen der höchsten Bewunderung gehen. Man las es auf ihrem Gesichte, daß der glühende Wunsch sie beseelte, dieser Frau ähnlich zu werden und daß des Kindes Seele von Ehrgeiz entbrannte, gefeiert, bewundert, gelobt zu sein, wie es Corilla geschah.

Solche Momente lassen oft einen tiefen Nachhall in der Seele zurück, und gewiß können wir annehmen, daß die „Corinne der Frau von Staël“ an diesem Abend in der Seele von Germaine Necker entstand.

Sie hatte bis jetzt von ihrer Mutter immer gehört, daß dem Geiste alles möglich sei, daß der Geist alles beherrsche, daß geistreich zu sein, das höchste Glück des Lebens ausmache. — In Verfolgung dieses Zieles war der Lohn ihres Strebens der Beifall der Menschen, vielleicht auch deren Bewunderung, und wie viel leichter gewann die Schönheit Beides, wie flogen ihr alle Herzen entgegen, ohne daß es der Mühe und Anstrengung bedurfte, die Andern für sich zu gewinnen.

Madame Necker hatte indessen ein Gespräch mit Thomas begonnen, während Mesmer am fernen Ende des Zimmers die junge Dame, welche ihn herbegleitet, durch Bewegungen seiner Hand in einen magnetischen Schlaf versetzte. — In höchster Erwartung sahen ihm alle zu,

und endlich verstummte jeder Mund. Eine feierliche Stille herrschte. — Da bückte sich Mesmer zu dem Ohr des Mädchens nieder und forderte sie auf, ihm zu sagen, womit die Dame des Hauses in ihren Gedanken beschäftigt sei.

„Sie ist unzufrieden mit sich, daß sie ihren Gästen nicht all das Verbindliche gesagt, was sie hat sagen wollen."

„Und was verhinderte sie daran?" fragte Mesmer.

„Die Umstände."

„Können Sie mir sagen, was sie hat sagen wollen, oder was sie gesagt hat?"

„Ich will es versuchen!" Und langsam und mit großen Pausen, als suche sie sich zu entsinnen, berichtete sie genau jedes von Madame Necker gesprochene Wort, hinzufügend, was sie habe sagen wollen; aber durch Umstände verhindert worden sei zu äußern.

Allgemein war das Erstaunen über diese Mittheilung. Thomas blickte seine schöne, bleiche Freundin verwundert an. „Ist es denn wahr, was sie aussagt?" fragte er sie leise. „Hat diese Person in der That Ihre geheimsten Gedanken errathen, ohne daß Sie ihr den Schlüssel dazu geliehen?"

„Ich kenne sie ja gar nicht, sehe sie in dieser Stunde zum ersten Mal in meinem Leben und weiß so wenig von ihr, wie sie von mir;" versetzte Madame Necker mit vor innerer Bewegung leise zitternder Stimme. „Ich bin auf

das höchste überrascht. Ihre Aussagen sind mir so räthselhaft als wunderbar. Sollte denn wirklich mit dem Suspendiren der körperlichen Thätigkeit die Seele eine Kraft gewinnen, in das Verborgene zu schauen und, was die Menschenbrust in ihrer tiefsten Tiefe birgt, mit hellsehendem Blicke durchdringen?"

„Mir wäre eine solche Macht etwas Unheimliches;" erwiederte Thomas ernst. „Auch könnte sie Gutes nie stiften. Wie schauerlich müßte es sein, der eigenen Gedanken nicht mehr Hüter sein zu können; einen heimlichen stillen Zeugen auch bei dem zu haben, was wir sonst jedem Auge verborgen wähnten. — Nicht mit sich selbst allein zu sein, der Gedanke könnte mich von Sinnen bringen."

„Man braucht es nur nicht zu denken, und der Zeuge, den man nicht sieht, ist auch für uns nicht da," sagte Raynal in seiner lustigen Weise. „Unser Nachbar Bacon meint ja, es sei die Einsamkeit nur für solche eine angenehme Sache, welche entweder ganz Thier oder ganz Engel wären; und da der größte Theil des Menschengeschlechtes so ein bischen von Beiden in sich vermeint, so wäre für diese ein unbekannter Gesellschafter in einsamen Stunden keine so schlimme Sache. — Nur müßte man dann auch noch die Macht besitzen, diesen unsichtbaren Freund anrufen zu können, damit wäre unser Glück vollkommen gemacht."

„Das hieße mit andern Worten Geister beschwören,“ erwiederte Thomas.

„Das heißt in moderner Weise;“ sagte Raynal. „Die Hexe von Endor ließ nur die Todten heraufsteigen, und mit diesen wollen wir Encyklopädisten keine Gemeinschaft pflegen. Wir sind Kinder des Augenblickes und alle Geister, welche wir zu beschwören wünschen, sind abwesende Freunde und Bekannte, mit denen wir ein vertrautes Wort reden möchten. Ich will aber doch versuchen, ob die Person mir auch meine Gedanken errathen kann,“ fügte er hinzu, indem er Mesmer näher trat und diesem etwas zuflüsterte.

Eine Pause der Erwartung entstand.

Endlich begann die Schlafende mit langsam feierlichem Tone:

„Abbé Raynal überlegt, was er morgen in dem Courier von Paris über Doctor Mesmer und mich Scherzhaftes erscheinen lassen will.“

„Beim Höchsten, sie hat nicht Unrecht!“ rief Raynal betroffen. „Ich habe in der That daran gedacht. Nun, Marmontel, versuchen auch Sie Ihr Glück. Hören wir aus dem Munde der Seherin was in dem Herzen unseres Dichters vorgeht.“

Mesmer sprach mit der Somnambüle. Nach wenigen Minuten erwiederte sie:

„Herr Marmontel ist sehr mit sich zufrieden, daß er

sogleich einen so schönen Vers über die Blindheit des Liebesgottes verfaßt und dadurch der berühmten Corilla bewiesen hat, auch er könne Improvisator sein, sobald es ihn locke als reisender Minstrel aufzutreten."

Aller Augen richteten sich auf Marmontel, der verlegen den Blick abwandte und sich vergeblich bemühte, das Lächeln festzuhalten, mit dem er so eben noch umhergeschaut.

„Das hat getroffen?" sagte Raynal boshaft. „Wie wäre es nun aber, wenn wir auch in dem Herzen meiner kleinen Freundin zu lesen suchten?" fügte er hinzu, sich zu Germaine Necker wendend, und deren Hand ergreifend. — „Mir scheint dies der sicherste Weg, um zu erfahren, ob Sie wirklich meine kleine Frau zu werden gedenken, oder nicht?"

Das Mädchen lachte. „Fragen Sie sie nur!" bat sie ihn leise. „Ich möchte gern wissen, was sie mir sagen wird." — Raynal befolgte ihren Wunsch. Erwartungsvoll hing ihr Auge nun an dem Munde der scheinbar Schlafenden.

„Germaine Necker," sagte sie, „brennt vor Begierde bewundert zu werden, gleich der Fürstin Gonzaga. Sie dürstet nach Ruhm, sie ist neidisch auf die Schönheit; darum wird stets das Glück sie fliehen und ein frühes Grab ihrem glühenden Herzen den Frieden geben, den sie im Leben nie zu finden bestimmt ist."

„Genug!“ rief Necker und trat mit drohender Miene einen Schritt vor. „Das ist zu ernst für den Scherz. Kein Wort mehr.“ Er zog sein Kind an seine Brust und umfing sie, als wollte er mit seinen Vaterarmen sie beschützen vor all dem Weh, womit sie bedroht war. — Thomas bot Madame Necker den Arm, und führte sie, einer Ohnmacht nahe, in das anstoßende Zimmer. Alle Gäste brachen auf; Mesmer blieb allein noch mit seiner Schlafenden zurück, die jetzt schnell erwachte und sich mit ihm entfernte.

Sechstes Capitel.

Voltaire in Paris.

Die Februarsonne sandte ihr silbernes Licht auf die Erde herab, und erleuchtete mit mattem Scheine die düstern Straßen des alten Paris. Herr Necker hatte im Ministerium gearbeitet und kehrte jetzt, zu einer ungewöhnlich frühen Stunde nach Hause zurück; seine Gattin erwartete ihn daher noch nicht. — Sie saß in ihrem Cabinet, wo Niemand am Morgen sie stören durfte, beschäftigt mit dem Unterrichte ihrer Tochter, als ein rascher Männerschritt sie nöthigte, ihr Ohr zu leihen; erwartungsvoll blickte sie nach der Thüre, um zu sehen, wer so ungestüm hier einzudringen wage, als diese sich öffnete, und die kurze, derbe Gestalt Necker's darin erschien. Fragend sah seine Gattin ihn an, mit einem Blicke, dessen angstvoller Ausdruck nach irgend einer schlimmen Ursache seines Er=

scheinens spähte; aber sein Lächeln, und das heitere Spiel seiner Mienen beruhigte sie bald. — Munter rief er ihr entgegen:

„Denke Dir, Voltaire ist angekommen! — Er hat es gewagt, bei seinem hohen Alter die Reise hierher zu unternehmen. — Die ganze Stadt ist in Aufruhr. — Seit siebenundzwanzig Jahren war er nicht hier. Die Erscheinung eines Gespenstes, eines Propheten, eines Apostels, hätte nicht mehr Erstaunen und Verwunderung erregen können,* als seine Ankunft. — Wie ein neues Wunder begrüßt man ihn. Die Gerüchte von einem bevorstehenden Kriege, die Klatschereien des Hofes, die Streitigkeiten der Geistlichkeit, selbst die große Fehde zwischen den Gluckisten und Piccinisten; alles, alles tritt davor in den Hintergrund. Der Stolz der Encyklopädisten beugt sich vor dem Patriarchen von Ferney, die Sorbonne zittert vor ihm, das Parlament wagt nicht zu reden, die Literatur hebt stolz ihr Haupt, und ganz Paris ist auf den Füßen, seinem Abgotte zu huldigen, der, wie kein Held des Jahrhunderts, sich verehren und bewundern läßt."

„Also wirklich hier!" rief Madame Necker angenehm überrascht. „Man sprach schon lange davon. Es hieß,

---

* Correspondance de Grimm et de Diderot aus dem Jahre 1778.

daß er zu kommen wünsche, nur solle man ihn bitten. Nun es freut mich unserer Tochter willen; denn ohne Zweifel ist dies doch seine letzte Reise, und gern seh' ich es, daß sie den berühmten Mann noch kennen lerne, bevor er uns und der Welt entrissen wird."

„In fünf Tagen hat er, bei diesem kalten Wetter, die Reise von Ferney hierher zurückgelegt. Für einen Mann von vierundachtzig Jahren will das viel sagen;" erzählte Herr Necker weiter, während Germaine, ganz Ohr, den Kopf auf beide Hände stützte, und die Worte von den Lippen ihres Vaters zu lesen schien. „Er ist zwei Tage nach Madame Denis von dort abgereist und hat sie in Fontainebleau schon wieder eingeholt. Darauf hat er denselben Abend noch seine Tragödie vorgelesen, ist erst um zwei Uhr zu Bette gegangen, und nach siebenstündigem Schlafe frisch und munter, als wäre ihm nichts begegnet, wieder aufgestanden. Als Madame Vestris heute in aller Frühe ihm einen Besuch machte, um sich mit ihm über die Rolle der Irene zu besprechen, welche sie übernehmen soll, sagte er zu ihr: „Ich bin die ganze Nacht so mit Ihnen beschäftigt gewesen, Madame, als ob ich nur zwanzig Jahre zählte.* Er bleibt doch bis an sein Ende derselbe lose Schalk."

---

* Grimm Correspondance. S. 166.

Madame Necker bewegte ihr Haupt mit leichter Mißbilligung. „Immer sich gleich,“ sagte sie. „Voltaire bleibt Voltaire bis zum letzten Hauche und ich fürchte, er wird uns eine Lücke hinterlassen, die wir dennoch schmerzlich fühlen.“

„Trotz aller Anzeichen der besten Gesundheit, will er durchaus krank sein, das ist das Lustige bei der Sache,“ fuhr Necker fort. „Sagt man ihm ein Wort über sein gutes Aussehen, so speit er Feuer und Flammen.“

„So werde ich mich sehr hüten, ihm etwas Lobendes darüber zu sagen;“ erwiederte Madame Necker. „Es ist mir nur lieb, daß Du mich deshalb gewarnt hast. — Aber nun sage mir auch noch wo er wohnt, und wenn Du glaubst daß ich ihn aufsuchen soll.“

„Er ist im Hotel des Marquis von Villette abgestiegen. — Man sagt mir, dieser habe dem Dichter ein Cabinet eingeräumt, das dem Boudoir einer Liebesgöttin gleiche. Du thust am besten ihn gleich heute dort aufzusuchen. Es ist noch früh genug dazu; und Du weißt, er ist so beweglich, daß man ihn fassen muß, wie und wo man kann, will man verhüten, daß er unsern Händen ganz entschlüpfe.“

„Du willst mich nicht zu ihm begleiten, Necker, wie es scheint?“

„Es ist mir leider nicht möglich,“ erwiederte dieser

bedauernd. „Schon um Dir die Nachricht zu hinterbringen, mußte ich mich in einer Arbeit unterbrechen, die mir wichtig war. Es ist eine zu schwere Zeit. — Frankreichs Wohl und meine Ehre stehen auf dem Spiele. Kann ich der Welt nicht beweisen, daß ich zu dem Posten, welchen mir der König anvertraut, ganz eigentlich befähigt bin, so trifft der Tadel ihn und mich zugleich und für uns Beide ist das Spiel verloren. In so ernstem Momente muß ich die Freuden der Geselligkeit schon Dir allein überlassen. Vielleicht aber willigt Voltaire ein mit uns zu speisen. Die Stunde der Mahlzeit bleibt mir wenigstens doch frei, und herzlich freuen würde ich mich, wollte er mir auf die Art die Freude gönnen ihn wieder zu sehen."

„Ich werde Deinen Auftrag ausrichten," versetzte Madame Necker.

„Du wirst ihn Dir gewiß gewogen finden, da Du es warst, welche den Vorschlag machte, ihm auf gemeinsame Kosten eine Statue zu errichten."

„Und welchen Brief erhielt ich darauf! — Wer hat wohl jemals ein solches Bild von sich entworfen, wie unser Voltaire damals."

„Das thut nichts. Es schmeichelte dennoch seiner Eitelkeit, und Du kannst überzeugt sein, daß er sich des Umstandes zu Deinen Gunsten entsinnet;" versetzte Necker der Thüre zuschreitend. „Wir werden übrigens noch

manchen Spaß mit ihm erleben; denn die Geistlichkeit hat sich vorgenommen, sein Hiersein zu benutzen, um seine Seele zu retten. — Jeder will nun der Bevorzugte sein, seinen Namen durch die Bekehrung des Patriarchen von Ferney auf ewige Zeiten berühmt zu machen. Ein Priester hat schon den tollen Einfall gehabt, sich diesen Morgen unbemerkt in sein Zimmer zu stehlen, als Voltaire noch im Bette lag, und sich dort auf seine Knie werfend, hat er im biblischen Stile ihm zugeschrien: Im Namen Gottes, höret mich! Ich bin der Bock für Eure Sünden, ich bin berufen Eure Schuld auf mich zu nehmen; aber dann beichtet mir auch ohne Aufschub, und zittert, daß der Augenblick Euch nicht ungenutzt entfliehe, rc. —

„Unser Dichter befand sich in dem Augenblicke grade in der allerheitersten Laune und fragte daher ganz gelassen: wer ihn hierher gesandt habe? Wer sonst, als der lebendige Gott! lautete seine Antwort. — Nun denn, mein Herr Priester, so bitte ich um Ihr Beglaubigungsschreiben, sagte er ganz ernsthaft. Diese einfache und natürliche Frage verwirrte den armen Mann in solchem Grade, daß Voltaire endlich Mitleid mit seiner Verlegenheit empfand und ihn durch sanften Zuspruch zu beruhigen suchte. Schließlich sandte er ihn mit der Weisung fort, daß er ihm eine Beichte ablegen würde, wenn er zu einer passenderen Zeit zu ihm komme. — Nach diesem Anfang kann man beur=

theilen, welche Schritte die Herren thun werden, um das ewige Wohl des Patriarchen zu erzwingen."

„Das übersteigt doch alle Begriffe," rief Madame Necker aus.

„Nun, er wird sich schon zu vertheidigen wissen, so leicht wird man mit ihm nicht fertig," sagte Herr Necker, und nahm Abschied.

Als er die Thüre hinter sich geschlossen, schellte Madame Necker, bestellte den Wagen und befahl ihrer Jungfer sie anzukleiden.

„Hast Du überlegt, was Du Voltaire antworten willst, wenn er Dich eines freundlichen Wortes würdigt?" fragte Madame Necker ihre Tochter, als sie mit ihrem Anzuge fertig war. Germaine zögerte mit der Antwort. Sie stand vor dem Spiegel und schob und bog an ihrem runden Rosahütchen, das auf ihrer hohen Frisur künstlich befestigt war und das rothe, volle Gesicht des Mädchens auf das Unvortheilhafteste erscheinen ließ. Als ihre Mutter jetzt zu ihr trat, und das feine weiße Antlitz zu ihr beugte, stellte sich ein unvortheilhafter Gegensatz heraus. Das Mädchen brach in Thränen aus.

„Was fehlt Dir, mein Kind?" fragte Madame Necker, sie verwundert mit ihren klaren Augen messend.

„Ich finde mich so häßlich, Mutter;" erwiederte diese, ihr Schluchzen unterbrechend. „Du hast mir gesagt, daß

ich schöner werden würde, so wie ich heranwachse. Aber nun sieh nur selbst. Schon reicht mein Kopf bis zu Deinem Kinn hinauf, ich bin kein kleines Mädchen mehr, und bleibe doch so plump und dick und gewöhnlich aussehend, als ob ich auf einem Dorfe geboren wäre. Wie mag das nur zugehen?"

„Du bist für Dein Alter groß, Germaine; demungeachtet aber noch ein Kind zu nennen. Dein Gesicht ist das eines Kindes. Ich hatte in meinem dreizehnten Jahre so volle, runde Backen wie Du."

„Warum bin ich Dir nicht ähnlich, Mutter? Warum ist meine Farbe nicht zart und blaß, wie die Deinige? — Du bist so schön, so anziehend! Voltaire wird sich wundern, daß Deine Tochter Dir so ganz und gar unähnlich ist."

„Er wird Dein Aeußeres wenig beachten, mein Kind, wenn Du ihm durch Deinen Geist beweist, daß Du für ein Mädchen Deines Alters, schon hübsche Kenntnisse erworben und schon Verständniß für sein großes Talent gewonnen hast. — Voltaire selbst war nie schön, war vielmehr auffallend vernachlässigt von der Natur, bei seinem Geiste konnte man aber leicht sein Aeußeres vergessen. Es hängt ja nur von Dir ab, daß ein Gleiches bei Dir der

Fall sei. Folge mir nun und gieb Dich nicht wieder einem so unverständigen Mißmuthe hin."

Germaine hauchte auf ihr Taschentuch, hielt es über die Augen, und stieg dann mit ihrer Mutter hinab in den Wagen.

Das Hotel des Marquis von Villette war nicht sehr entfernt von ihnen; es bildete das Eckhaus der Straße Baune und des Quais, welcher den Namen Voltaire's trägt, und lag dem Pavillon de Flore, im linken Flügel der Tuilerien, den Ludwig der XVI. bewohnte, fast grade gegenüber.*

Madame Necker befahl ihrem Diener anzufragen, ob Voltaire zu Hause sei und Besuch annehme. — Als die Antwort bejahend erfolgte, stieg sie aus, und ließ sich von dem Portier durch einen Entresol in die erste Etage hinaufführen, von wo er ihr den Weg durch einen schmalen und finstern Corridor anwies; an dessen Ende sich eine kleine Thüre befand, welche zu dem von Voltaire bewohnten Zimmer führte.

Sie klopfte und sogleich erschien der Dichter selbst, und bat sie einzutreten.

„Sie müssen es verzeihen, Madame Necker, daß ich

* Das Morgenblatt von Cotta, Jahrgang 1818. Nr. 232.

Sie in diesem trou de rien* empfange," redete er sie verbindlich an; „aber den Söhnen der Musen ist ja gewöhnlich nicht verliehen, wohin ihr Haupt legen, glücklich also derjenige, welchem wenigstens eine solche schützende Höhle zu Theil ward."

Madame Necker verbarg mit Mühe ihr Erstaunen, als sie sich in dem Boudoir der Liebesgöttin umsah, das allerdings nur den allergeringsten Comfort bot.

„Wo Sie weilen, da sieht man Ihre Umgebung nicht," erwiederte sie dann mit dem gewinnendsten Lächeln. „Ich war so glücklich in dem Gedanken Sie wieder zu sehen, daß ich versuchen mußte ohne meinen Gatten bei Ihnen einzudringen, der leider durch die Pflichten seines Amtes gebunden ist, und seinen liebsten Wünschen oft entsagen muß."

„Ja, ja, ich weiß, er kehrt ein wenig aus in jenem Augiasstall, den man die Staatswirthschaft nennt, und bahnt sich mit seinen guten Absichten einen niedlichen Fußpfad zur Hölle," versetzte Voltaire lachend. „Ich war nie so weise oder so toll, vor den Thüren anderer Leute kehren zu wollen, begreife daher auch nichts von dem dabei zu empfindendem Vergnügen. Doch muß der Spaß groß sein,

---

* Morgenblatt 1818.

weil so viele ihn suchen. Herr Necker ist zufrieden, nicht wahr?"

„Er hegt die besten Hoffnungen des Gelingens und so lange diese ihn begleiten, wandelt er muthig den dornigen Pfad" — — —

„Und säet Spreu! ha ha ha!"

„Das wollen wir nicht wünschen," sagte Madame Necker lächelnd.

„Dann lassen Sie uns mit der Bibel reden: Wollen habe ich wohl; aber Vollbringen des Guten finde ich nicht. Ist Ihnen das recht?"

„Ich muß mir den Spruch gefallen lassen."

„So, so. Also getroffen."

„Sie sollten meinen armen Gatten aber lieber beklagen, als der Ursache spotten, die ihn von Ihnen fern hält."

„Behüten mich die Götter, daß ich auf solche Art an dieses Reiches Wohl und Weh mich versündige!" rief Voltaire mit Pathos aus. „Aber nehmen Sie Platz! — Es ist ja Einerlei, welche Rolle man übernehme, auf dieser großen Lebensbühne, denn der letzte Act bleibt immer blutig, machen Sie es wie Sie wollen. Mit einer guten Verdauung kann man aber gar vieles überstehen und erreichen, sobald man sein Ziel im Auge behält und stets bedenkt, es sei nichts so wichtig, als daß man sich gut

amüsire* und sich wohl befinde. — Denn, wie gesagt — Le dernier act est toujours sanglant.** Ich habe mich stets bemüht, diesen Ansichten entsprechend zu leben, und muß ich demungeachtet mein Todesurtheil vollzogen sehen, so ist es wenigstens nicht meine Schuld."

„Bei Ihrer herrlichen Gesundheit ist der Fall noch lange nicht zu fürchten," bemerkte Madame Necker, ihrem Vorsatze ungetreu, sein Aussehen unbeachtet zu lassen.

„Das ist eine Blindheit, welche Sie mit vielen theilen, Madame," versetzte Voltaire gereizt. „Dies trou de rien läßt freilich zu wenig Sonne herein, um Ihrem Auge zu verrathen, welche Spuren der Griffel der Zeit auf meinem Gesichte zurückgelassen, und dies bischen Körper ist dermaßen von Kleidern verhüllt, daß ich es selbst kaum finden kann. Von meinem Aussehen kann natürlich wenig die Rede sein, so lange man die größte Mühe hat, nur etwas mehr von mir zu entdecken, als meine Stimme."

„Sie werden nun doch einige Zeit bei uns verweilen," fragte Madame Necker, um die Unterhaltung wieder auf einen andern Weg zu leiten und seinen Unmuth zu beschwichtigen.

---

* Voltaire, Correspondance, B. 5. Tout est égal dans ce monde, pourvu qu'on se porte bien et qu'on s'amuse.

** Voltaire, Correspondance, Band 3.

„Ein Mann, der täglich sterben kann, darf nicht von kommenden Tagen reden, Madame. Nur so viel Zeit gönne mir der Sensenmann noch, um meiner Seele einen Reisepaß zu besorgen, damit sie nicht nackend und bloß an den Pforten der Ewigkeit, wie eine Bettlerin, stehe."

„Für Sie tritt Ihr Jahrhundert auf," sagte Madame Necker verbindlich.

„Ja, ja; das weiß man schon. Après moi le déluge. Bin ich nicht da, um für Voltaire, den Menschen, Sorge zu tragen, so wirft man ihn auf den ersten Düngerhaufen, den Hunden zur Mahlzeit. Dem muß ich vorbeugen. Darum will ich noch beichten und eine Absolution bekommen; will mich noch in den Freimaurerorden aufnehmen lassen, und schließlich noch meinen Platz in der Akademie einnehmen; sind diese drei Punkte in Ordnung, dann glaube ich nicht, daß der heilige Petrus mir den Himmel verschließen kann, es müßte denn mit dem Teufel zugehen." — Er lachte.

„Sie nehmen die Sache wenigstens nicht ernst," sagte Madame Necker. „Darf ich hoffen, daß Sie, trotz dieser wichtigen Geschäfte die Zeit finden, mit uns zu speisen? Mein Gatte bittet sehr darum."

„Ihre Wünsche sind mir Befehl, Madame, besonders wenn sie sich den meinigen verbinden," sagte Voltaire, unruhig aufspringend; denn sein lebhaftes Naturell gestattete

ihm nicht lange auf demselben Fleck zu weilen. „Ich werde die Gelegenheit auch überdem gern benutzen, Herrn Necker meinen Leichnam zu empfehlen. — Die Priester wären im Stande, mich als Vogelscheuche in ein Kornfeld zu setzen, und von mir zu begehren, ich sollte selbst die Taube sein, die aus den Wolken herab ihr Wohlgefallen äußerte.“

„Das sollen sie nicht,“ rief Germaine Necker aufspringend, und unter strömenden Thränen des Dichters Hände an ihre Lippen ziehend. „Das sollen sie nicht. Mein Vater wird das nie gestatten, und ließe er es zu, so würde ich mit meinen eigenen Händen Sie begraben, und Rosen auf Ihr Grab pflanzen.“

„So gefällt mir die Jugend!“ rief Voltaire, während seine kleinen tiefliegenden Augen vor Vergnügen blinzelten. „Das ist brav gedacht! — Madame Necker, solche Gesinnung macht Ihrer Erziehung Ehre. Wenn Ihre Tochter so fortfährt, wird sie einst auch ein so anerkennendes Schreiben erhalten, wie jener Matrose im Namen des Königs von Herrn Necker erhielt.* Es wird darin heißen, sie hat

---

* Auf Befehl des Königs schrieb Necker an einen Matrosen:
Braver Mann!
Seit vorgestern weiß ich durch den Intendanten, welche muthige That Sie am 31. August vollbracht und habe gestern dem Könige darüber berichtet; in seinem Auftrage drücke ich Ihnen seine Zufriedenheit aus, und biete Ihnen 1000 Franken und eine Pension von 300

Voltaire begraben, dafür unsern allergnädigsten Dank; sie hat ihn mit seiner langen Lockenperrücke, seinen Spitzenmanschetten, und all seinen schönen Kleidern bestattet, und uns den traurigen Anblick eines Leibes entzogen, der erst am jüngsten Tage von einigem Werthe sein wird und bis die Trompete ruft, ist noch eine lange, lange Zeit. Bis dahin ruhe er und erhole sich und sammle, was er sein genannt, um zu einigem Umfange zu erstehen, und ein gewisses Embonpoint zu erreichen, welches ein Zeugniß für ihn ablege, daß er etwas vor sich gebracht. — So anerkennend wird man Ihrer gedenken, Mademoiselle, wenn Sie sich meiner annehmen und mir behülflich sind, mich eben so gut zu verpuppen, wie jeder andere Schmetterling. — Für Ihre gute Absicht aber schon hier der wärmste Dank von Ihrem ganz ergebensten Voltaire."

Er reichte dem Mädchen seine lange magere Hand, welche breite Spitzenmanschetten umhüllten, und verlegen nahm Germaine den Druck derselben hin.

„Meine Tochter theilt meine Bewunderung für Sie," nahm Madame Necker das Wort, um dem Mädchen zu Hülfe zu kommen. „Sie können sich nicht wundern, wenn

---

Franken an. Fahren Sie fort Andern beizustehen, wo Sie können, beten Sie für unsern guten König, der brave Leute liebt und sie belohnt.

Unterzeichnet — Necker, Finanzdirector.

sie von dem Eindrucke hingerissen ist, den der Anblick eines Mannes wie Sie, auf ein so junges Gemüth hervorbringen muß."

„Sie machen mich stolz, Madame, stolz und traurig zugleich; denn welche Aussichten eröffnen sich mir, wenn ich in die schwarzen, leuchtenden Augen Ihrer Tochter blicke, und — von diesen erwachenden Hoffnungen gleich wieder scheiden soll! — O! Launische Göttin des Glückes! Mußtest Du mir dies junge Herz erwärmen, damit es, einer indischen Wittwe gleich, auf meinem Grabe opfere! — Mußte ich diese junge Hälfte finden, in dem Augenblicke, wo meine alte Hälfte zu seufzen und zu girren aufhören soll? — Welch einen Schwiegersohn hätten Sie in mir gefunden, Madame! — Verzeihen Sie nur, daß die Natur mich nicht länger befähigt auf das Glück der Ehe Anspruch zu machen."

„Gewiß bedaure ich das, in meinem Interesse und in dem Frankreichs," versetzte Madame Necker mit immer gleicher Haltung, welche durch keinen der sonderbaren Ausfälle Voltaire's zu stören war; „aber wie ungern werden wir einem Namen entsagen, den unsere Lippe so lange mit der höchsten Bewunderung aussprach, und den unser Ohr nie hören kann noch hören wird, ohne daß die stolze Freude uns bewegt, ein Vaterland mit dem Träger desselben zu

theilen.“ Sie stand bei diesen Worten auf und machte Miene sich ihm zu empfehlen.

„Sobald meine Irene aufgeführt sein wird, komme ich zu Ihnen,“ sagte Voltaire, vergnügt seine Hände reibend. „Ich muß den Schauspielern die Rollen einstudiren, damit nur etwas daraus werde.“

„Wir sehen der Vorstellung mit der größten Erwartung entgegen,“ erwiederte Madame Necker.

„Das ist es eben, was ich fürchte. — Man vergißt meine Jahre und verlangt immer noch, daß ich etwas leiste. Das ist sehr ungerecht.“

„Ihre Schöpfungskraft erfreut sich einer ewigen Jugend, das ist uns längst bekannt; und das Gegentheil haben Sie uns immer noch nicht bewiesen,“ sagte Madame Necker lächelnd.

„Es soll geschehen, so wahr ich Voltaire heiße; warten Sie nur die Aufführung meiner Tragödie ab;“ versetzte Voltaire lachend, und bot ihr seinen Arm, um sie durch den dunkeln Corridor zu führen. „Obwohl schöne Augen Licht in jede Nacht senden,“ bemerkte er im Gehen, „so können Ihre blauen Sterne doch am Tage diesen Orcus nicht erhellen! — Man muß an diese Dunkelheit gewöhnt sein, um hier zu sehen.“ Er verbeugte sich tief und zog

sich zurück, während die äußere Thüre sich hinter den Damen schloß, die ihren Wagen wieder bestiegen und dem Bois de Boulogne zufuhren.

Madame Necker saß ihrer Tochter eine Weile stumm gegenüber, bis sie die Straßen hinter sich hatten und das Rasseln der Wagen aufhörte.

„Du bist unzufrieden mit mir, Mutter!" begann Germaine dann, und richtete ihre großen Augen bittend zu ihrer Mutter empor.

„Und mit Recht, wie mir scheint," erwiederte diese mit fester Betonung der Worte. „Wohin ich Dich auch führe, stets findest Du Veranlassung zu irgend einer Scene und zu einem Thränenerguß. Muß Dich denn alles rühren? — Ist es Dir denn gar nicht möglich, erst zu erwägen, ob auch wirklich eine Veranlassung vorhanden ist zu einem solchen Ueberfluß von Empfindung? — Germaine! Germaine! Wie soll das mit Dir enden! — Auf diesem Wege kommst Du zu keiner Ruhe und zu keinem Glücke;" fügte Madame Necker mit dem Ausdrucke wirklichen Schmerzes hinzu.

„Ich bin trostlos, Mutter!" erwiederte das Mädchen traurig und küßte die Hand der Zürnenden. „Glaube mir nur wenigstens, daß ich die besten Vorsätze hege, kommt aber der Augenblick, so — ich weiß nicht wie es

zugeht — aber es ist nun einmal nicht anders; — so thue ich ganz das Gegentheil von Allem, was ich mir vorgenommen. — Und ich möchte Dir so gern Freude machen; — Ach! So gern!"

„Dem ernsten Willen ist alles möglich!" — sagte Madame Necker immer noch unzufrieden.

„Dann müßte es mir gewiß gelingen, vernünftig und besonnen zu sein, wie Du," versetzte Germaine wehmüthig, „denn wie gern möchte auch ich verehrt und bewundert sein! — Glaubst Du denn, daß es mir angenehm ist, vor Voltaire geweint zu haben! Du hast mir ja stets gesagt, daß der Patriarch von Ferney keine Thränen leiden könne und immer nur lache. Wie sehr muß ich ihm nun mißfallen haben! — Ach! Mutter! Lehre mich doch zu sein, wie Du bist!"

„Dann weine nicht mehr ohne Veranlassung," sagte diese streng. „Eingebildetes Leid verdient Deine Thränen nicht. — Es giebt des wirklichen Unglücks genug, wir brauchen, um unsere Theilnahme zu erregen, nicht Gebilde unserer Phantasie herauf zu beschwören; — suche Dich nicht selbst zu rühren, wo die Sache Dir nicht nach dem Herzen greifen kann. Rechte mit Dir selbst über Deine Gefühle. — Der Geist soll, wie über seine Worte, so auch über seine Empfindungen wachen; denn unser Gott ist

ein Richter der Gedanken, und was im tiefsten Grunde Deiner Seele sich bewegt, liegt seinem Auge offenbar. — Darum, beherrsche Dich! Wache über Dich! — Laß Deine Thränen nie mehr für eine Lüge fließen; weihe sie allein der Wahrheit."

„Ich will es, Mutter! Verzeihe mir nur diesmal."

„Das ist bereits geschehen; denn wo Du fehlst, erhebt sich gleich die Selbstanklage, ich, Deine Mutter, trage irgendwie die Schuld Deines Thuns; denn Gott hat eine große Verantwortlichkeit auf das Haupt der Eltern gelegt, und will uns strafen in den kommenden Geschlechtern, für jede Sünde der Unterlassung, wie des Leichtsinns. — Sieh! — So ist denn die Folge Deines Thuns, daß hier in meiner Brust ein Kläger sich erhebt, der mir den Frieden raubt. — Ich habe darum lange nachgesonnen, wie und wo ich möglicher Weise doch gefehlt in dem, was ich für Dich nach bester Einsicht zeither gethan und endlich hat es mir erscheinen wollen, als sei vielleicht ein wenig zu viel Theorie bei Deiner Erziehung angewendet, und zu wenig praktische Erfahrung beigemischt. Du sollst das Leid der Menschheit ferner nicht mehr einzig aus Beschreibungen erkennen, Du sollst mit Deinen Augen sehen, wie viel des Unglücks und des Schmerzes es auf Gottes schöner Erde giebt, das wir als Christen lindern sollen.

Das Mitleid ist die schönste Blüthe, welche einem weiblichen Herzen zu entsprossen vermag; — ich möchte sie in dem Deinigen nicht ertödten, mein Kind, sie soll vielmehr wachsen und gedeihen, nur auf dem rechten Wege. — Weine mit dem Weinenden, so viel Du willst. — Im Leiden wie im Trösten reifen wir dem Himmel zu, und Engelaugen schauen uns von Oben an und legen Beiden Balsam auf das Herz."

Siebentes Capitel.

Die erste Lorbeerkrone.

Der Carneval des Jahres 1778 bot für Paris das heiterste Leben; Festlichkeiten folgten einander. Die Masken zogen in buntem Gemische in den Straßen umher. Der Hof nahm an den Lustbarkeiten Theil, so weit es die Etikette erlaubte und die Prinzen der königlichen Familie so wie die junge Königin selbst, gestatteten sich manche Freiheit und manchen kleinen Scherz, der ihnen sonst, bei dem gemessenen Gange ihres Lebens, nicht vergönnt war.

Madame Necker hielt sich gänzlich fern von diesen Vergnügungen. So hoch auch die Stellung ihres Gatten sie gehoben, so wenig beeiferte sie sich, in dem Bezug Vortheil davon zu ziehen. Es genügte ihr, zu wissen, in welchem Ansehen der Name stand, den sie trug, und wie rühmlich er überall genannt wurde. Sie theilte ihre Freude

darüber mit den Freunden ihres Hauses, welche ihrem Gatten warm anhingen und unter diesen war besonders Grimm sein lebhafter Verehrer. Dieser konnte Necker, in seinem Sinne, nie hoch genug stellen und äußerte laut seine Befriedigung, ihn zum Wohle Frankreichs so thätig zu sehen.

Ein Freund, der uns mit reger Theilnahme auf dem Wege des Ruhmes folgt, ohne daß ein kleinlicher Neid dabei in seiner Seele aufsteigt, seltenes Glück! Necker erfreute sich dieses Vorzugs und fühlte sich dadurch gehoben und getragen, auch wenn die Wellen hoch gingen.

Während ihr Gatte, durch die Umstände genöthigt, seiner Familie nur wenig angehören konnte, benutzte Madame Necker die Zeit, um desto eifriger an der Ausbildung ihrer Tochter zu arbeiten und ihr namentlich jene praktische Anschauung des menschlichen Lebens zu verschaffen, welche, wie sie hoffte, die Leidenschaftlichkeit ihrer Gefühle mäßigen und sie auf den engen Pfad der Sitte führen würde. Sie hatte zu diesem Zwecke allen Freuden der Geselligkeit entsagt und sich ganz der Einrichtung eines Hospitals* gewidmet, in welchem Germaine, sowie es vollendet sein würde, das Siechthum in jeder Gestalt erblicken und endlich auch dem Tode in das Angesicht schauen sollte. Sie hoffte von

* Dies Hospital war in Saint Sulpice.

dieser Lehre viel, ja Alles für ihr Kind und versäumte nichts, um sie ihr so eindringlich wie möglich zu machen.

Germaine blieb daher jetzt öfter allein, als es sonst der Fall gewesen war und ihr lebhafter Geist verfiel dadurch auf die verschiedenartigsten Beschäftigungen, um die Zeit auszufüllen. Kinderspiele kannte sie nicht und hatte sie nie gekannt. Die Puppe war ihren ersten Lebensjahren keine Gefährtin gewesen. Sie war mit Büchern aufgewachsen und hatte, als mechanische Fertigkeit, nur mit der Feder umgehen gelernt. So hielt sie sich denn auch jetzt zu dieser gewohnten Gefährtin. Sie las und schrieb und recitirte oftmals laut, was sie auf das Papier geworfen. Damit vergingen ihre Tage. Madame Necker störte sie darin nicht. Sie hielt diese Selbstbeschäftigung für sehr nützlich, sie glaubte sie dem Gange ihrer Entwickelung förderlich, sie hoffte, daß sie sie zum Nachdenken führen sollte. Alle Erziehung, deren Endziel nicht Selbsterziehung ist, schien ihr eine nutzlose Mühe.

Eines Morgens überraschte der Abbé Raynal das kleine Mädchen im Wohnzimmer vor dem Spiegel stehend und laut declamirend. Sie hatte angefangen eine Komödie zu schreiben und übte ernsthaft die Rolle der Heldin ein.

„Ganz allein?“ rief er ihr zu. „Ich glaubte, es wären zwei Personen im Zimmer. Was machen Sie denn hier?“

Germaine wurde sehr verlegen und verbarg schleunig das Manuscript in ihrer Hand.

„Sie werden vor Ihrem alten Freunde doch kein Geheimniß haben?“ sagte er zutraulich. „Zeigen Sie mir immerhin, was Sie hier einstudirten. Ist es Ihre eigene Arbeit, desto besser! Dann kann ich Ihnen vielleicht mit meinem Rathe nützlich dabei zur Hand gehen.“

Dieser letztere Grund schien die Schüchternheit des Mädchens zu überwinden. Sie faßte allen ihren Muth zusammen und reichte dem Abbé ihr Heft hin.

„Ah!“ rief er, als er hineingeblickt. „Ein vollständiges Manuscript! Eine ganze Komödie! Hören Sie, meine kleine Freundin, ich stecke das zu mir und gehe es zu Hause sorgfältig durch. Vielleicht können wir Ihrer Mutter zum Geburtstage eine kleine Ueberraschung damit bereiten.“

„Ach! Wenn das möglich wäre!“ rief Germaine hochroth vor Freude. „Es würde mich so glücklich machen, wenn sie mit mir zufrieden wäre!“

„Ist sie denn das nicht immer?“ fragte der Abbé.

„Leider nein! Sie hat auch keine Ursache dazu. Ich sinne daher immer, was ich thun kann, um ihr zu zeigen, wie sehr ich sie liebe. Ich habe mir darum schon rechte Vorwürfe gemacht, den Mr. Gibbon nicht geheirathet zu haben.“

„Was? Den feisten Engländer?“ fragte Raynal verwundert.

„Nun ja, den! Es ist ja gleichgültig, wie er aussieht, sobald er meinen Eltern nur gefällt, und Beide hatten ihn so gern und entbehrten ihn so sehr, als er in sein Vaterland zurückkehrte. Hätte ich mich also schnell entschlossen, ihn zu heirathen, so wäre er bei ihnen geblieben und für immer. Das fiel mir aber leider erst ein, als er schon fort war,“ fügte sie kleinlaut hinzu.

Der Abbé brach in ein schallendes Gelächter aus.

„Nein, nein! meine kleine Freundin, das lassen Sie Ihr Gewissen nicht beschweren,“ sagte er dann, und streichelte ihr freundlich die Wange. „Ein solches Opfer begehren Ihre Eltern nicht und ein klein, klein wenig älter müssen Sie doch auch noch werden um es zu bringen. — Sagen Sie mir aber jetzt, ob ich Ihre Mutter bald hier erwarten darf, oder auf Ihre kleinen Schultern alles das legen muß, was ich an sie auszurichten habe.“

„Sie ist nach Saint Sulpice gefahren und kommt erst zum Mittagsessen zurück.“

„Nun denn; so hören Sie. Wir werden morgen Abend die Aufführung der Irene haben; es wird aber ein solches Gedränge sein, daß sie eine halbe Stunde früher hinfahren muß, als sonst, um nichts von den Begrüßungsfeierlichkeiten zu verlieren. Ich komme eben von Voltaire

und bin daher genau unterrichtet. Marmontel hielt mich nur unterwegs so lange auf, sonst wäre ich schon vor einer Stunde hier gewesen. Er hatte einen Brief von Voltaire in der Tasche, den er mir durchaus vorlesen wollte. Der Schalk schreibt ihm darin: ohne seinen Belisarius läge das Jahrhundert im Kothe und er glaubt das und fühlt sich dadurch geschmeichelt. Sie kennen das Buch, er hat es Ihnen ja, kostbar gebunden, verehrt und ich bin der Meinung, wenn er es nicht geschrieben hätte, so würden Sie es eben so gut haben thun können."

„Ich finde es nicht so leicht, ein Buch zu schreiben, als ich mir es dachte, bevor ich den Versuch machte," erwiederte Germaine sehr ernst.

„Sehr wahr und sehr vernünftig gesprochen, meine kleine Freundin," sagte Raynal, zufrieden mit seinen kleinen Augen blinzelnd. „Sie werden alle Tage gescheidter und machen mich ganz stolz auf Sie."

Germaine warf ihm einen dankbaren Blick zu.

„Ich freue mich sehr, wenn Sie mich loben," sagte sie, „und möchte dann erst recht versuchen, es auch zu verdienen."

„Das ist immer der Fall, wenn Sie mir ein freundliches Gesicht machen," sagte Raynal herzlich. „Wir alten Herren haben es gern, wenn die Jugend uns wohl will

und unsere Jahre nicht an uns rächt. Wir bedürfen ihrer, während sie uns entbehren kann.

„Doch nicht ganz," fiel Germaine ein. „Wir müssen von Ihnen lernen."

„Das freilich wäre der rechte Gang der Welt und dadurch ständen wir gleich auf dem rechten Flecke, meine kleine Germaine; aber es ist seit langer Zeit schon alles ein wenig verschoben auf dieser Erde und so kommt es denn auch, daß Jeder durch sich selbst klug werden, Niemand von der Erfahrung des Anderen Nutzen ziehen will. Das bischen guten Rath, womit wir dem kommenden Geschlechte dienen könnten, wird daher, als überflüssig, verachtet und wir lernen endlich schweigen. Das ist der Lauf der Welt, mein Kind."

„An mir sollen Sie aber keine solche Erfahrung machen, mein guter Abbé!" rief Germaine warm und nahm seine Hand zwischen ihre beiden. „Sie müssen mir alles sagen, was mir zu wissen gut ist; denn Sie sind mein bester Freund!"

„Und Sie meine allerbeste kleine Freundin," sagte der alte Herr zutraulich, nahm des Mädchens Kopf zwischen seine beiden Hände, hauchte einen Kuß auf ihre Stirn und eilte dann, ihr in der Thüre noch einen Gruß zunickend, aus dem Zimmer.

So wie er sich entfernt, suchte Germaine Papier und

Federn und schrieb nieder, was er ihr für ihre Mutter aufgetragen hatte. Bei ihrem erregbaren Gemüthe, das von allen Eindrücken leicht fortgerissen wurde, vergaß sie schnell, was nur flüchtig ihr Ohr berührte und sie weiter nicht tief bewegte; darum hatte ihre Mutter ihr zum Gesetze gemacht, in allen kleinen Beziehungen des praktischen Lebens, wo es sich um Tag und Stunde handelte, das Papier zu ihrem Gedächtnisse zu machen. Als sie mit ihren Notizen fertig war, nahm sie ein Buch zur Hand und las bis zur Rückkehr ihrer Mutter.

Herr Necker hatte sich entschlossen, einen Tag zu feiern und seine Gemahlin und Tochter in das Theater zu begleiten, um der Vorstellung der Irene beizuwohnen. Es war das sechste Mal, daß sie über die Bühne ging, ohne daß der Verfasser bis dahin einer Vorstellung hätte beiwohnen können, so sehr war er von den Proben erschöpft und endlich gar auf das Krankenlager geworfen worden, von dem er nur erst eben wieder erstanden. Ganz Paris wollte jetzt seine Genesung feiern. Man hatte veranstaltet, daß er der ersten Sitzung in der Akademie beiwohnen und dann von dort seinen Weg nach dem Theater fortsetzen sollte. Madame Necker war durch ihre Freunde genau von der Stunde seiner Abfahrt unterrichtet und hatte sich mit Germaine in der Gegend des Louvre ein Fenster gesichert, von wo aus sie den berühmten Dichter konnte vorbeifahren

sehen. Herr Necker beabsichtigte, sich in die Akademie zu begeben und von dort aus Frau und Tochter zum Theater abzuholen. Erwartungsvoll sahen Beide dem Augenblicke entgegen, wo der Wagen Voltaire's durch die dicht gedrängte Menschenmenge langsam sich Bahn brechen sollte. — Alle Boutiquen waren heute geschlossen, alle Blousenmänner hatten ihre Arbeit verlassen und kein Gamin von Paris war an diesem Tage zu Hause geblieben.

Die große zurückgeschlagene Kutsche hatte schon längere Zeit vor der Thüre gehalten, als Voltaire endlich, auf den Arm des Marquis von Villette gestützt, heraustrat. Sogleich flogen alle Mützen in die Luft und ein allgemeiner Jubelschrei ertönte.

Der Dichter sah sehr angegriffen aus; doch hatte er nicht unterlassen, sich der Feier des Tages entsprechend zu schmücken. Er trug seine große Lockenperrücke, welche er jeden Morgen selbst zu kämmen gewöhnt war und die seit vierzig Jahren unverändert sein Haupt bedeckte; der schöne Hermelin, den ihm die Kaiserin von Rußland vor einigen Jahren gesandt, diente seinem Carmoisin-Sammtkleide zum Besatz und seine langen Spitzenmanschetten waren vielleicht noch länger als gewöhnlich und von der feinsten Arbeit, wie sie die Point d'Alençon nur lieferten.

Langsam bewegte sich der Wagen die enge Straße entlang, dem Louvre zu; — hier waren alle Thore, alle

Zugänge bereits von Menschen dicht gedrängt, deren Jauchzen, bei seinem Erscheinen, zu einem lauten Jubelschrei überging. Die Herren der Akademie kamen ihm bis in den ersten Saal entgegen, eine Ehre, welche sie nie zuvor einem ihrer Mitglieder erzeigt; ja, deren selbst kein fremder Prinz sich je zu rühmen gehabt. Man wies ihm den Platz des Directors an und bat ihn einstimmig, diese Stelle, die sonst durch das Loos bestimmt wird, auf ihren Wunsch einzunehmen. *

Voltaire empfing dankbar diese Aufmerksamkeit und hörte mit vieler Sammlung einer Vorlesung d'Alembert's zu, welche dem Lobe Boileau's galt.

Als die Sitzung beendigt war, wurde er von vielen seiner Freunde begrüßt und unter diesen trat auch Necker an ihn heran und bot ihm treuherzig seine Rechte.

„Sie haben mich heute mit an Ihren Siegeswagen gespannt," bemerkte er lächelnd. „Als Triumphator ziehen Sie ein und aus, ein Cäsar des Jahrhunderts."

„Ich muß zufrieden sein, da Sie, mein Cato, für mich auferstanden sind," versetzte Voltaire rasch; denn schon drängte man ihn von einer andern Seite.

Als er den alten Louvre verließ, glich sein Weg bis zu den Tuilerien in Wahrheit einem Triumphzuge. —

---

* Correspondance littéraire.

Die ungeheure Ausdehnung des Prinzenhofes füllte eine dichtgedrängte Menschenmasse; ebenso voll von Zuschauern war die große Terrasse des Gartens, wo die schönsten Damen es nicht verschmäht hatten, sich aufzustellen und mit ihren Taschentüchern ihrem Lieblinge Beifall zu winken. So wie sein Wagen sich nahte, verdoppelte sich das Entzücken, Jeder wollte ihn sehen, Jeder ihm seine Stimme vernehmbar machen; auf dem ganzen Wege bis zum Theater waren alle Fenster bis zum Dache hinauf besetzt, wo nur irgend ein menschlicher Fuß Raum gewinnen konnte, hatte ein Neugieriger den Platz für sich zu benutzen gewußt; ja sogar an die Räder seines Wagens klammerte man sich an, um einen Blick auf den gefeierten Dichter zu werfen.

So wie Voltaire im Theater seinen Platz zwischen Madame de Villette und seiner Nichte, Madame Denis, eingenommen hatte, erschien Herr Brizan mit einer Lorbeerkrone, welche die Erstere der Damen dem Dichter auf das Haupt setzte. Voltaire jedoch war damit nicht einverstanden, er nahm den Kranz augenblicklich wieder ab und kein Beifallklatschen, kein Zurufen der Menge, konnte ihn bewegen, sich auf's Neue damit zu schmücken.

Alle Damen hatten sich bei seinem Eintritt erhoben und Madame Necker und ihre Tochter verfehlten nicht, diesem Beispiele zu folgen.

„Wie glücklich muß Voltaire heute sein," flüsterte

Germaine ihrer Mutter zu. „Ich möchte auch so gekrönt werden! Aber das ist wohl ganz unmöglich!“

„Der Wille versetzt ja Berge,“ erwiederte Madame Necker.

Indessen füllte sich das Theater immer mehr und mehr, die Corridore waren sogar gedrängt voll, Jeder wollte den Dichter sehen und die Zuschauer im Parterre erstickten fast unter dem Gedränge. In der königlichen Loge hatte sich der Hof eingefunden, Marie Antoinette mit ihren Damen, ehrte mit ihrer Gegenwart diese Vorstellung des Sophokles ihrer Zeit. Ihr blau mit Silber durchwirktes Kleid, die Straußfedern und Diamanten auf dem hohen Toupet, hoben die jugendliche schöne Erscheinung der Königin auf das Vortheilhafteste und wohl verdiente sie beachtet zu werden, als sie sich jetzt mit liebreizendem Lächeln über den Rand der Loge neigte, um den Dichter zu grüßen. Doch hatte Niemand heute Zeit, ihr einen Blick zu schenken.

Die Luft verfinsterte sich förmlich unter dem Wogen der Menge, die Lichter versandten nur noch falben Schein; und immer noch dauerte der Freudentaumel fort, immer noch hatte der allgemeine Enthusiasmus sich nicht Genüge gethan. Mehr als 20 Minuten vergingen auf diese Weise, ohne daß die Schauspieler im Stande waren, sich Gehör zu verschaffen. — Endlich beruhigte sich das Publikum und lieh das Ohr der Vorstellung.

Irene wurde nie vollkommener gegeben, als heute und der lebhafteste Beifall lohnte die Spieler.

Als der Vorhang fiel, erneuerte sich der Applaus und man rief nun den Dichter mit aller Anstrengung heraus. Voltaire trat vor und verbeugte sich dankend gegen das Publikum. In demselben Momente stieg inmitten des Theaters, wie durch Zauber, ein Piedestal mit der Büste des Dichters empor, alle Schauspieler reihten sich darum, sie zu bekränzen und zu krönen. Der Name Voltaire's erklang dabei von allen Seiten, und jede Art von Lob, jeder Ausdruck von Bewunderung, den das menschliche Herz zu ersinnen vermag, ward gehört. Hier wenigstens mußte der Neid schweigen.

Madame Vestris trat nun vor und richtete an den Gott dieses Festes die folgenden Verse:

Aux yeux de Paris enchanté
Reçois en ce jour un hommage
Que confirmera d'âge en âge
La sevère postérité.
Non, tu n'as pas besoin d'atteindre au noir rivage
Pour jouir de l'honneur de l'immortalité.
Voltaire, reçois la couronne
Que l'on vient de te présenter;
Il est beau de la mériter
Quand c'est la France qui la donne.

Der Sinn dieser Zeilen entsprach der allgemeinen Stimmung, das Publikum schrie „encore“ und Madame

Vestris sah sich genöthigt so oft zu wiederholen, bis die Menge die Verse auswendig wußte.

Man sah es Voltaire an, daß er erschöpft war. In seinem Alter hält es schon schwer, eine solche Aufregung zu ertragen und sein bleiches Gesicht verrieth, wie mühsam er sich aufrecht hielt. — Doch konnte er unmöglich unempfindlich sein gegen den Ruhm, der ihm zu Theil ward; das verriethen seine glänzenden Augen und der fast wehmüthige Zug um seinen Mund.

Als er auf den Gang hinaus trat, fand er alle Damen in zwei Reihen aufgestellt, so daß er durch ihre Mitte seinem Wagen zuschreiten mußte. An der Thüre hielt man ihn abermals fest. Das Volk rief: Fackeln her: Wir alle wollen ihn sehen. Mit Mühe erreichte er seinen Wagen. Jetzt aber sprangen seine ungestümen Verehrer auf den Tritt, um seine Hand zu küssen. Man bat den Kutscher, langsam zu fahren, damit man ihn begleiten könne und unter „Vive Voltaire!“ und „Er hat Oedipe, Merope, Zaire verfaßt,“ folgte man ihm bis zum Pont Royal.

Voltaire hatte sich erschöpft in die Ecke des Wagens zurückgelehnt und die Augen geschlossen. Uebersättigt von den Eindrücken dieses Tages, besaß er die Fähigkeit nicht länger, sich ihnen hinzugeben. „Es ist zu viel!“ sagte er leise und hielt seine Hand über die Augen.

Als er vor dem Hôtel de la Villette vorfuhr, war ihm hier bereits eine Equipage zuvorgekommen. Diese machte der seinigen jetzt Raum und so wie sein Fuß den Tritt des Wagens verließ, traten ihm zwei Damen in den Weg und hielten seine Schritte an.

„Gönnen Sie meinem Kinde die Freude, Ihnen auch Ihren Lorbeer überreichen zu dürfen," redete Madame Necker den Dichter an, während Germaine ein Knie beugte und ihm den Kranz entgegenhielt. „Sie hat heute erlebt, was sie nie vergessen wird; denn solche Momente stehen einzeln da, sie wiederholen sich nicht."

„Sie wiederholen sich nicht!" sagte Voltaire weich und hob das Mädchen zu sich empor, um sie mit einem väterlichen Kuß an sein Herz zu drücken. „Sie wiederholen sich nicht!" fügte er dann matt hinzu; „darum, kein Kranz mehr für mich. Dieser bleibe Der, die ihn mir gab." — Damit setzte er die Lorbeerkrone auf des Mädchens Haupt. Ein leiser Schrei entfuhr der Lippe des Kindes, als sie sich so gekrönt sah; zitternd vor Glück wollte sie Voltaire's Hand ergreifen, dieser war jedoch noch bleicher geworden und drohte umzusinken. Rasch sprang Herr Necker zu, stützte ihn mit seinen kräftigen Armen und unter Beihülfe des Dieners trug man den Dichter in das Haus und auf sein Zimmer.

Madame Necker hatte während der Zeit mit ihrer

Tochter den Wagen bestiegen und erwartete hier ruhig die Rückkehr ihres Gatten. Germaine trug immer noch die Lorbeerkrone auf ihrem Haupte und schaute mit Augen umher, welche von einem ungewöhnlichen Feuer leuchteten.

„Du magst dies Begebniß als eine Vorbedeutung nehmen," begann ihre Mutter jetzt, „daß das Schicksal Deinem Geiste einen größern Wirkungskreis anbahnen will, als er uns Frauen gewöhnlich beschieden ist. — Dir ist jede Gelegenheit geboten, Dich zu entwickeln, Du siehst die bedeutendsten Muster vor Dir, es liegt also nur an Dir, zu wollen, Du brauchst nur den Muth zu haben, um das Höchste zu erstreben und Du hast es erreicht."

Germaine maß ihre Mutter mit einem fragenden Blicke. — Dann seufzte sie tief auf. — „Wenn ich nur ein Knabe wäre!" sagte sie dann kleinlaut.

„Warum das?" fragte Madame Necker verwundert.

„Dann würde es mir so leicht, den Weg des Ruhmes zu gehen; denn ich brauchte dazu nur den Fußstapfen bedeutender Männer zu folgen. — Aber für ein Mädchen ist Alles ganz anders. Ich weiß gar nicht, was für ein Ziel ich mir da stecken soll. Sage mir, Mama, welcher Frau möchtest Du am liebsten, daß ich ähnlich würde?"

Madame Necker fand auf diese Frage nicht sogleich eine Antwort.

„Keiner, mein Kind!" sagte sie dann. — „Was vor

uns war, genügt mir nicht für Dich. Wir müssen immer höher auf der Leiter menschlicher Vollkommenheit klimmen. So möchte ich denn, daß Du eine Sprosse erstiegest, auf die sich noch keine Frau gewagt hat. Es gilt den Versuch."

„Es ist doch sehr schwer, einer Vollkommenheit nachzustreben, die man nie gesehen hat."

„Du kannst sie Dir aber denken!"

„Ja, wie Corilla und Voltaire; doch kann ich Beiden nicht ähnlich werden." Sie seufzte. „Meinst Du nicht, Mama, daß ich mir Madame de Genlis zum Beispiel nehmen könnte? Sie schreibt doch sehr schön!"

„Das allein genügt nicht; man muß daneben auch persönlich Achtung und Bewunderung verdienen. Die Frau darf sich nie von der Dichterin trennen, mein Kind."

„Und ist das ihr Fall?"

„Du sollst sie kennen lernen und dann selbst urtheilen; bis dahin frage mich nicht weiter über sie."

Indem trat Herr Necker aus dem Hause. Damit war für heute die Unterhaltung zwischen Mutter und Tochter abgebrochen; — rasch fuhr man der eigenen Wohnung zu und Germaine Necker eilte still in ihr Zimmer und hing den Lorbeerkranz über ihrem Lager auf, wo bald holde Träume sie umgaukelten.

Achtes Capitel.

Ein Besuch bei Rousseau.

Germaine Necker verbrachte die Nacht unruhig und träumend. Mit grauendem Tage erwachte sie und eilte, sich an ihren kleinen Schreibtisch zu setzen, um an dem Manuscripte zu arbeiten, welches der Abbé Raynal ihr mit einem Billete zugesandt, das sie ermunterte ihr Werk noch einmal achtsam durchzugehen. —

Mancher verstohlene Blick auf ihren Lorbeerkranz unterbrach sie bei dieser Beschäftigung, und mancher stille Seufzer folgte diesem Fluge ihrer Gedanken. —

Wo andere Mädchen ihres Alters unter Lachen und Tändeln die Blumen pflücken, welche auf ihrem Wege blühen, und keine Sorge kennen, außer der Vorbereitung für die Stunden ihres Unterrichtes; — schweifte ihr Blick schon weit hinaus über das große Ganze des Menschenlebens, und suchte für sich die Huldigung der Menge. —

Wo andere Mädchen träumen, von einem Manne geliebt zu werden; da begehrte sie die Bewunderung von Vielen. —

Doch nur in der Beschränkung liegt das Glück.

Peitschenknallen und Schellengeläute unterbrach sie jetzt in ihrem Sinnen. Sie stand auf und eilte an das Fenster. Schnee deckte die Dächer, und auch die Straßen lagen unter einer dicken weißen Schichte; trotz der vorgerückten Jahreszeit konnte die junge Königin Marie Antoinette sich noch einmal das so beliebte Vergnügen ihres Heimathlandes gestatten und die Bewohner von Paris durch eine Schlittenfahrt in Erstaunen setzen. Eben nahte der glänzende Zug und Germaine Necker öffnete das Fenster ein wenig, um sich nichts davon entgehen zu lassen.

Vorauf kam ein Schlitten, der die Form eines großen Bienenkorbes trug, und von zwei geflügelten Genien getragen wurde; in diesem saß die schöne Königin. Die frische Luft hatte ihre Wangen geröthet, vergnügt blickte sie umher, und freute sich über jedes heitere Gesicht, das aus der Ferne an ihrer Lustbarkeit Theil nahm. —

Ihr stolz emporgetragenes Haupt deckte ein weißer Hut, an dem drei große weiße Straußfedern wallten; um ihre Schultern hing ein Pelz von blauem Sammet, mit Hermelin besetzt. — Der Schlitten selbst war ebenfalls mit blauem Sammet ausgelegt, Decken von demselben

Stoffe hingen als Draperien über seine Wände, mit Stickereien von Gold geziert, während das Strohgeflechte mit bunten Blumen durchwunden war.*

Zwei prächtige weiße Rosse zogen diese feenhafte Equipage, gezügelt an goldenem Gebisse, das Geschirr von blauem Sammet mit goldenen Schellen. Wie spielend flogen sie mit ihrer leichten Last dahin, weit öffneten sie ihre Nüstern, gleichsam als wüßten sie, wie prächtig sie heute anzuschauen.

Germaine Necker hatte nie etwas Aehnliches gesehen, wie bezaubert hing ihr Auge an der schönen Königin, und freudig aufjauchzend ließ sie das Fenster los und klatschte vor Vergnügen mit den Händen.

Aber schon zog der nächstfolgende Schlitten ihre Aufmerksamkeit auf sich. In diesem saß der Schwager der Königin, der Graf von Artois.

Er hatte Rosa mit Silber gewählt und seinem Schlitten die Form einer Muschel gegeben, während er selbst einen Pelz von schwarzem Sammet trug, von reichem Pelzwerk verbrämt und ein Barett, das diesem Anzuge entsprach. Der schlanke junge Mann sah wahrhaft königlich in seiner geschmackvollen Kleidung aus und manche

---

* Memoiren von Madame Dubarry, Band 5.

schöne Frau folgte ihm verstohlen mit den Augen nach; doch sind solche Blicke gefährliche Verräther.

Der Hofstaat der Königin, so wie der des Prinzen, folgte nun, und zwar mit entsprechendem Glanze, doch standen sie hinter solchen Vorgängern zurück und erfreuten sich nur geringer Aufmerksamkeit.

Germaine Necker schloß nun eilig das Fenster und eilte an das Kamin, um sich zu erwärmen. Zu ihrer großen Ueberraschung gewahrte sie jetzt ihre Mutter, welche schon eine Weile hinter ihr gestanden, ohne daß sie sie bemerkt hatte.

„Nicht wahr, eine solche Schlittenfahrt ist ein hübsches Vergnügen," fragte Madame Necker ihre Tochter und sah ihr dabei tief in die Augen. „Diese Schneedecke, welche der Himmel so spät noch auf die Erde legt, zum Schluß eines ohnehin so ungewöhnlich kalten Winters, ladet zu Lustbarkeiten ein, über die man weinen möchte, so weh thun sie dem hungernden und frierenden Volke, dessen Leiden sie gleichsam Hohn sprechen."

„Die Königin wird das nicht wissen," erwiederte Germaine. „Sie sieht so gut und freundlich aus; absichtlich würde sie das Volk nicht kränken wollen."

„Sie ist gut und freundlich, darin hast Du Recht; aber sie kennt das Volk nicht, es ist ihr fremd, sie ist zu jung und zu leichten Sinnes, um Theil nehmen zu können

an den Leiden und Sorgen, die sie selbst nie empfunden hat. Es ist nicht so leicht, sich in die Lage von Personen zu versetzen, deren Lebensschicksal mit dem unsrigen gar nichts gemein hat und schwerer noch, für die Menschheit im Allgemeinen zu empfinden. Dazu gehört ein weiter Gesichtskreis und ein großes Herz; oder auch die Schule des Leidens. — Wenn das Unglück an unsere Pforte klopft, dann lernen wir mit zu empfinden, was das Loos Anderer Herbes hat."

„So wird Marie Antoinette es wohl nie lernen," versetzte Germaine unbefangen. „Sie ist jung und schön und dazu eine große Königin. Wie glücklich muß sie sein!"

„Die glänzende Lage bedingt nicht das Glück, mein Kind! Der Schein darf Dich nicht blenden. Wie mancher schwere Kummer birgt sich unter einer glänzenden Hülle."

„Aber wo ist das Glück denn sonst, Mama, wenn es da nicht wohnt, wo die Menschen so schön aussehen, und so fröhlich dem Vergnügen nachjagen."

„In unserer Arbeit, meine Tochter, in unserm Streben finden wir es allein. Auf keinem andern Boden gedeiht diese seltene Blume. Wir müssen etwas leisten, das Andern Freude bringt, indem es uns selbst befriedigt; wir müssen für das Wohl unserer Mitmenschen thätig sein, das nur ist Glück."

„Es ist aber recht schwer und recht mühsam, eine

Arbeit zu vollenden," sagte Germaine, mit dem stillen Gedanken an ihr Manuscript.

„Wo wäre auch sonst das Verdienstliche der Sache!" fragte ihre Mutter zurück. „Woher käme uns die Befriedigung nach vollbrachter Arbeit, wenn sie nicht durch die Schwierigkeit hervorgerufen würde, welche sich auf dem Wege uns entgegenstellt. Die Bibel sagt: Arbeite und bete! — Sobald wir den Wahlspruch über die Thüre unseres Hauses setzen, bleibt das Glück nicht draußen."

Germaine sah sinnend vor sich hin.

„Die Fürsten können aber keine Arbeit verrichten," sagte sie dann, „so können sie also nie eigentlich glücklich sein?"

„Das Wort Arbeit läßt eine weite Bedeutung zu, mein Kind. Wie es die Bibel versteht, meint es eben so gut Pflicht, und Pflichten kann Jeder erfüllen, der König wie der Bettler. Wenn wir das Wohl unserer Mitmenschen zu fördern suchen, wenn wir den Anforderungen des Lebens zu genügen bemüht sind, so arbeiten wir. — Jeder muß seiner Stellung entsprechend, mit seinem Pfunde wuchern. So ist z. B. für den König der Luxus, die Pracht, eine Pflicht; während sie dem Privatmanne als unnütze Verschwendung angerechnet wird."

„Die Königin that also Recht, diese glänzende Schlittenpartie anzuordnen?"

„Sie that in diesem Augenblicke Unrecht; denn das Volk schreit nach Brod, und wird erbittert, wenn es entbehren soll, während der Hof verschwendet. — Man darf keinem Darbenden auf die Art den Ueberfluß vor das Auge bringen. — Dein trefflicher Vater sitzt im Cabinette des Königs, und rechnet, wie er das Budget der Ausgaben mit der Einnahme in Uebereinstimmung bringe; denn der Staat gleicht darin dem Hause, daß es einer weisen Eintheilung bedarf, damit die Jahreseinnahme alle Bedürfnisse decke. — Er hat mir indessen die Verwaltung seines ganzen Vermögens übertragen, ein Vertrauen, wodurch er mich auf das Höchste ehrt; denn wenigen Frauen wird es zu Theil, wenige nur sind gute Rechenmeister. — Ich lege um so mehr Werth auf mein Amt, weil ich selbst Deinem Vater kein Vermögen zugebracht habe, und dann die gewöhnliche Folge ist, daß wir mit dem neugewonnenen Gute prunken und prassen wollen. Gottlob! Das ist nicht mein Fall. — Dein Großvater war Prediger in Genf, wie Du weißt, und erzog mich, seine einzige Tochter, mit der höchsten Sorgfalt. — Meine Kenntnisse, meine Bildung waren mein einziges Gut, ich kam damit nach Paris, um mir hier eine Existenz zu gründen. — Dein Vater bot mir seine Hand und ich schätzte mich nur zu glücklich, das Loos eines so herrlichen Mannes theilen zu dürfen. — Wenn ich nun alles aufbiete ihm zu beweisen, daß ich es auch zu verdienen

strebe, so ist das nur ganz billig. — Ich habe Dir das Alles schon manchmal erzählt, meine Tochter," schloß Madame Necker, „aber ich glaube es Dir nicht oft genug wiederholen zu können, um Dir den Werth einer guten Erziehung recht eindringlich zu machen."

„Du warst aber auch schön, Mutter," sagte Germaine kleinlaut.

Madame Necker erröthete über diese Bemerkung ihres Kindes.

„Das ist Sache des Geschmackes," erwiederte sie dann, „und wenn Dein Vater auch vielleicht Anfangs mein Aeußeres berücksichtigt hat, so vergißt sich das später gar bald, und lange schon denkt er nicht mehr daran. Glaube es mir, die Liebe, wie die Freundschaft, bedarf in ihrer Dauer der geistigen Uebereinstimmung und ruht nur fest auf dem guten Grunde gegenseitiger Achtung."

„Die Achtung ist aber so kalt und die Bewunderung so warm, Mutter!"

Madame Necker's Stirne umwölkte sich leicht, und ihr fein geschnittener Mund zog sich fester zusammen. Nach einer kleinen Pause der Ueberlegung erwiederte sie dann:

„Du darfst das feine, rücksichtsvolle Betragen meiner Freunde nicht in die Wagschale legen, gegen den lauten Jubel, womit man Voltaire folgt. Der Beifall der Menge ist überdem ein schwankender, wie die Geschichte Dir be=

weist. — Das wahre Verdienst sucht ihn nicht. Es erhebt sich über solchem Scheine. — Sieh, meine Tochter, es lebt in Paris in diesem Augenblick ein Mann, dessen Verdienste weit die eines Voltaire überragen, und dennoch sitzt er allein in seinem Dachstübchen und denkt und dichtet für die Unsterblichkeit."

„Du meinst Rousseau, Mutter!" rief Germaine lebhaft.

„Wohl meine ich ihn, mein Kind! Du hast nur zu richtig gerathen. Und sieh hier, welch ein Herz dieser große Mann hat. Lies diesen Brief von seiner Hand! Er ist an seine alte Amme gerichtet. Thomas hat ihn mir gebracht und Du magst ihn aufbewahren, und daran lernen, welche schöne Zierde die Dankbarkeit für erwiesene Wohlthat ist. — Nach meinem Gefühle, liegt darin die höchste Seelenschönheit, die höchste Tugend."

Germaine hatte indessen begierig nach dem Blatte gegriffen, entfaltete es und las:

Montmorency, den 2. Juli 1761.

Dein Schreiben, meine liebe Jacobine, ist zur Erheiterung meines Herzens in dem Augenblicke angelangt, wo ich mich außer Stande befand darauf zu antworten.

Ich benutze geschwind einen ungetrübten Augenblick, um Dir für Dein Andenken, und Deine Liebe, die mir

stets theuer sein wird, zu danken. Ich, für mein Theil, habe nie aufgehört Deiner zu gedenken und Dich zu lieben.

Oft habe ich in meinen Leiden zu mir selbst gesagt, daß, wenn meine gute Jacobine mich in meiner Kindheit nicht so sorgfältig verpflegt hätte, ich in späteren Jahren weniger gelitten haben würde.

Glaube es mir, daß ich nie aufhören werde, an Deiner Gesundheit und Deinem Glücke den zärtlichsten Antheil zu nehmen, und daß es stets eine wahre Erquickung für mein Herz sein wird, von Dir selbst zu vernehmen, wie es Dir ergeht.

Gott befohlen, meine liebe und gute Jacobine!

Von meiner Gesundheit erwähne ich nichts, damit Du Dich nicht betrübst; der gütige Gott erhalte Dir die Deinige und überhäufe Dich mit allen Segnungen, die Du Dir wünschest.

Dein getreuer Jean Jacques, der Dich von ganzem Herzen umarmt.

Rousseau.

„Wie herzlich das klingt!“ rief Germaine bewegt, als sie geendigt.

„Nicht wahr, diese einfachen Worte sind unendlich schön, weil sie eine so herrliche Empfindung aussprechen. Und nun kleide Dich an, mein Kind, um mit mir zu Rousseau zu gehen.“

„Zu Rousseau!" rief Germaine, als traue sie ihren Ohren nicht. „Das ist Dein Scherz, Mutter!"

„Mein voller Ernst. — Ich wünsche Dir die Gelegenheit zu geben, Dich zu überzeugen, daß ein wirkliches Verdienst nicht immer des Prunkes der Anerkennung bedarf. — Ich habe lange schon gesonnen, wie ich es anstellen könnte ihn zu besuchen; denn er will der Neugierde nicht zur Unterhaltung dienen. — Damit er uns nicht abweise, wollen wir in der einfachen Tracht meines Vaterlandes erscheinen; die kleine List dürfen wir uns schon erlauben. — Ich sende die Bonne jetzt gleich zu Dir, um Dich anzukleiden; schließe indessen Deine Papiere ein."

Sie entfernte sich. Germaine blieb noch einige Minuten in derselben Stellung und sah, wie abwesend, ihrer Mutter nach. Dann erst besann sie sich, daß hier kein Säumen gälte und eilte, der ihr hinterlassenen Weisung Folge zu leisten. Sorgfältig faltete sie den Brief Rousseau's zusammen, drückte ihn dann ehrfurchtsvoll an ihre Lippen, bevor sie ihn in ein kleines Kästchen, zu andern kostbaren Andenken der Art, legte; dann erst suchte sie die zerstreuten Blätter ihres Manuscriptes zusammen und schloß auch diese ein.

Madame Necker hatte es unterlassen ihren eigenen Wagen zu bestellen, um ihr Incognito desto sicherer zu bewahren. Gleich an der Ecke der Straße standen Lohn-

kutschen, von diesen winkte sie eine herbei und stieg mit ihrer Tochter ein. Nach der Straße Platrière heischte sie dem Kutscher zu, ohne ihm die Wohnung näher zu bezeichnen. Dort angekommen, ließ sie halten und suchte selbst das Haus zu finden, wo der berühmte Mann wohnte.

Eine enge Hinterpforte führte auf einen dunkeln Flur, wo das Auge nur mit Mühe eine Stiege entdeckte. Langsam stiegen sie diese hinauf. —

„Wenn er nur zu Hause ist," flüsterte Germaine im Hinaufgehen. „Es würde mich zu unglücklich machen ihn nicht zu finden."

„Rege Dich nur nicht auf," mahnte ihre Mutter. „Zeige ihm vor allen Dingen nicht, daß Du weißt, wer er ist; denn sonst ist Alles verfehlt. Nimm Dich nur diesmal zusammen."

In der fünften Etage hielt Madame Necker ihre Schritte an. Hier wohnte der Verfasser der neuen Heloise. Sie sah sich um, welche Thüre zu dem Gemache des Dichters führen möchte. Schon griff ihre Hand nach einer vor ihr befindlichen Schelle; da hörte sie singen.

Sie horchte.

Die Töne gehörten einer Männerstimme an, die weder voll noch angenehm klang und etwas zitterte; doch war die Intonation vollkommen rein. Es schien ein

traurig melancholisches Lied zu sein, das sich mehrere Male wiederholte, bis endlich alles schwieg.

Jetzt klopfte Madame Necker, aber so leise, so behutsam, daß ihr eigenes Ohr es kaum vernahm.

Sie wartete eine Weile auf ein Herein! — Als es aber nicht erfolgte, griff sie muthig nach der Klingel.

Jetzt erschallte ein Schritt zu ihr herüber, — er nahte, — eine Thüre wurde geöffnet.

Germaine hielt sich, zitternd vor Erwartung, an dem Arme ihrer Mutter.

Ein Mann erschien jetzt in der halb offenen Thüre; als er zwei Damen erblickte, zog er höflich seine Mütze und grüßte.

„Wohnt hier nicht ein Herr Rousseau, der Noten abschreibt?" fragte Madame Necker ganz kalt.

„Ja, Madame," erwiederte der Angeredete. „Ich bin es selbst. Was wünschen Sie von mir?"

„Man hat mir gesagt, daß Sie vorzüglich gut copiren, Monsieur, und dabei doch nicht theuer sind, ich möchte Sie daher ersuchen, einige Sachen für mich abzuschreiben."

„Treten Sie näher!" erwiederte Rousseau höflich.

Madame Necker folgte ihm hierauf durch ein kleines düsteres Zimmer, das eine Art Vorgemach bildete, in seine Wohnstube. Hier lud er sie ein, in einem Armsessel

Platz zu nehmen, und rückte neben diesen einen Stuhl für Germaine. —

„Da ich nicht beständig in Paris lebe, Herr Rousseau, — wie Sie an meiner Kleidung sehen — so würde es mir sehr lieb sein, wenn Sie mir sogleich dienen könnten.“

„Ich habe in diesem Augenblick wenig zu thun, Madame, und werde daher mit Vergnügen sogleich für Sie arbeiten. Was wünschen Sie copirt zu haben.“

Madame Necker überreichte ihm nun eine Rolle mit Musikalien, die sie bisher in der Hand gehalten hatte.

Rousseau nahm sie ihr ab, bat sie, ruhig auf ihrem Platze zu verweilen, und ihm, während er sie durchsähe, zu gestatten, sich zu bedecken. Darauf setzte er sich unfern von ihnen an einen Tisch und entfaltete die Notenblätter.

Madame Necker benutzte diesen Augenblick, um sich in dem Gemache umzusehen.

Drei alte Armsessel, verschiedene andere alte Stühle, und ein Schreibtisch, bildeten das ganze Ameublement. Auf dem Tische lagen einige Bücher, einige Musikalien und einige trockene Pflanzen. Ueber dem Kamine hing eine alte silberne Uhr; neben dem Feuer ruhte eine Katze. Die Wände zierten ein Dutzend Ansichten der Schweiz und einige schlechte Kupferstiche. Unter diesen fiel ihr Friedrich der Große auf, und als sie aufmerksamer hinblickte, fand sie am Rande des Bildes, von Rousseau's eigener Hand

geschrieben: Er denkt wie ein Philosoph und handelt wie ein König. *

Germaine war dem Auge ihrer Mutter auf dieser Rundschau gefolgt und jetzt hielten Beide bei der Person des Dichters an. — Seine Gestalt war nicht imponirend, er hatte eine mittlere Größe und eine breite, gewölbte Brust. — Seine Züge konnte man regelmäßig nennen; doch trugen sie den Stempel des Gewöhnlichen. Seine Augen, welche jetzt auf den Musikalien hafteten und dann wieder flüchtig zu dem Besuche hinüberglitten, waren klein, rund und lebhaft. Die buschigen Augenbrauen gaben ihnen etwas Hartes und Düsteres, welches dann wieder durch den überaus fein geschnittenen, reizenden Mund gemildert ward. — Sein Lächeln hatte etwas so trauriges und dabei zugleich so liebliches, daß es einen eigenen Zauber über seine Züge verbreitete und unwiderstehlich zu ihm hinzog.

Seine Kleidung bestand aus einer Mütze von Baumwolle, die nicht sehr sauber aussah und mit einem Bande geschmückt war, das einst feuerroth gewesen sein mußte. Dazu trug er eine Flanellweste unter seinem Pelze, dunkelbraune Beinkleider, graue Strümpfe und alte niedergetretene Schuhe.

---

* Il pense en philosophe et se conduit en roi.

Rousseau war indessen mit der Durchsicht der ihm mitgebrachten Musikstücke fertig geworden. Er hatte unter diesen eine Melodie aus dem Devin du village entdeckt und dadurch mißtrauisch geworden, wandte er sich jetzt mit einem streng forschenden Blicke zu Madame Necker.

„Kennen Sie den Componisten dieses Liedes, Madame?" fragte er sie scharf.

„Ohne Zweifel!" erwiederte sie ruhig. „Er hat einen zu bekannten Namen, als daß ich ihn nicht gehört haben sollte; persönlich aber ist er mir nie in den Weg getreten. Er hat sehr hübsche Sachen componirt und auch herrliche Bücher geschrieben. Ist er Ihnen vielleicht bekannt, oder gar verwandt?"

Rousseau wollte darauf etwas erwiedern, plötzlich aber unterbrach er sich. Wahrscheinlich fürchtete er, durch das Umgehen der Wahrheit, sich einer halben Lüge schuldig zu machen, und schwieg darum lieber ganz, statt aller Antwort die Augen niederschlagend und bedeutsam lächelnd.

„Wir Mütter danken jenem Herrn Rousseau übrigens sehr viel," nahm Madame Necker auf's Neue das Wort. „Er hat uns die Berechtigung erworben, unsere Kinder selbst nähren zu dürfen, und uns damit eine unserer schönsten Pflichten gesichert. Das ist ein Gewinn, den wir nie genug preisen können."

Rousseau sah Madame Necker hierauf mit einem

Blicke an, in welchem sich seine ganze Seele malte. Ein himmlisches Lächeln verklärte zugleich seine Züge. Sie fühlte wohl, daß sie den Punkt bei ihm getroffen, wo er für jedes Lob empfindlich war.

Während dieses kleinen Vorganges war eine Frau von vielleicht einigen vierzig Jahren in das Zimmer getreten. Sie verbeugte sich mit gezierter Höflichkeit vor den fremden Damen, und nahm dann, ohne ein Wort zu sagen, an der andern Seite des Tisches, vor dem Rousseau eben gesessen, Platz.

Es war Therese, das Factotum Rousseau's, welche die Rolle der Dienerin und der Herrin zugleich spielte.

Madame Necker empfand keine Theilnahme für dies Geschöpf und nur mit Mühe beherrschte sie ihre Mienen so weit, um nicht zu verrathen, wie unangenehm ihre Erscheinung auf sie wirke.

Um die Unterhaltung wieder aufzunehmen, fragte sie jetzt: was sie für das Copiren der Musik zu entrichten haben würde.

„Sechs Sous die Seite, Madame," erwiederte Rousseau. „Das ist der gewöhnliche Preis."

„Wünschen Sie, daß ich Ihnen darauf etwas im Voraus zahle?" fragte sie höflich. „Sie haben die Auslagen, Sie müssen das Papier einkaufen."

„Madame, ich bin Gott sei Dank in einer Lage, um

so viel bestreiten zu können," erwiederte Rousseau lächelnd über ihre Fürsorge. „Es geht mir weit besser, wie es Ihnen scheinen mag, denn ich beziehe eine kleine Rente und ......"

„Und könntest noch viel mehr beziehen," fiel Therese hier ein, „wenn Du Dir bezahlen ließest, was Dir die Oper schuldig ist." Dabei zuckte sie übelgelaunt mit den Achseln.

Rousseau antwortete hierauf nicht. Er schien nicht den Muth zu haben, mit seiner Haushälterin streiten zu wollen. Seit ihrem Eintritte hatten seine Mienen überhaupt einen ganz anderen Ausdruck angenommen und eine gewisse Niedergeschlagenheit sich seines Wesens bemächtigt. Er rückte unruhig auf seinem Stuhle hin und her, endlich stand er auf und bat, das Zimmer auf einige Augenblicke verlassen zu dürfen. „Meine Frau wird Ihnen so lange Gesellschaft leisten," sagte er, indem er durch eine kleine Glasthüre verschwand.

Sowie er sich entfernt hatte, ergriff Therese sogleich das Wort:

„Madame," sagte sie, „ich muß Sie bitten, Herrn Rousseau zu entschuldigen, er ist krank, das ist sehr, sehr unangenehm."

Madame Necker erwiederte ihr, es sei jede weitere

Entschuldigung überflüssig, indem Rousseau selbst sie schon beansprucht, sie möge sich daher beruhigen.

„Bedürfen Sie meiner, Herr Rousseau!" schrie sie nun mit lauter Stimme, wahrscheinlich um ihre Sorgfalt bewundern zu lassen.

„Nein, nein!" erwiederte er und kehrte bei dieser Antwort auch schon in das Wohngemach zurück.

„Madame," wandte er sich hier gegen seinen Besuch, „ich muß Sie bitten, Ihre Noten andern Händen anzuvertrauen; denn ich fühle mich, zu meinem Bedauern, zu leidend, um so schnell und so pünktlich für Sie arbeiten zu können, wie Sie es wünschen müssen, da Sie Paris vielleicht sehr bald wieder verlassen."

Madame Necker bat ihn sich nicht zu beunruhigen, ihre Abreise stehe noch nicht so nahe bevor, und sei es ihr gleich angenehm, diese Gesangstücke bald zu besitzen, so wolle sie doch lieber einen kleinen Verzug dulden, als sie andern Händen anvertrauen, welche sich weniger geschickt beweisen möchten.

Damit erhob sie sich um sich zu entfernen. Rousseau begleitete sie höflich bis an die Thüre, wo sie mit einem kalten Gruße von Theresen Abschied nahm.

Schweigend stieg sie mit ihrer Tochter die Treppe hinunter und winkte ihren Kutscher herbei. — Kaum hatte sich der Wagen hinter ihnen geschlossen, als Germaine

das Gesicht in ihre Hände begrub und laut zu schluchzen anfing.

„Der arme, arme Mann!" jammerte sie. „Er will die Noten abschreiben für 6 Sous die Seite. Das bricht mir das Herz. Mein Vater muß mir Geld für ihn geben, ich will es ihm hintragen. Ich will ihm alles geben, was ich habe; meine Kleider, meinen Schmuck, Alles, Alles. — Ich mag auf keinem weichen Stuhle mehr sitzen, wenn Rousseau solche garstige harte Sessel zu seiner Bequemlichkeit hat. — Nein, das ist entsetzlich! Das sollte der König nicht leiden."

Die Mutter ließ sie so eine Weile fortsprechen, dann unterbrach sie sie.

„Germaine, jetzt besinne Dich!" sagte sie ruhig. „Ich habe es vorausgesehen, daß Dich die Lage Jean Jacques Rousseau's tief bewegen würde, und ich bin zufrieden, daß Du Dich so weit beherrscht hast, nicht vor ihm Deinen Gefühlen freien Lauf zu lassen. — Aber — was sollen nun alle diese Klagen, diese Ausrufungen? — Wer keine Hülfe will, wie kann man dem Hülfe bringen? — Seine Größe ist es ja eben, daß er das verschmäht, was man ihm bietet, und nichts annimmt, als den Lohn seiner Arbeit! — Wollte er sich unterstützen lassen, so wäre manchem großen Könige der Nachruhm nicht zu klein, ein Wohlthäter Rousseau's gewesen zu sein, wenn dieser Rousseau seine

Wohlthaten annehmen wollte. — Der Verfasser des Emil und des Contrat social will das aber nicht, kann das nicht einmal wollen, ohne einen Schatten auf seine Gesinnung zu werfen."

„Und so darbt er," fiel Germaine wehmüthig ein. „Wie leidend, wie unglücklich er aussah! Ach! Nie, nie werde ich diesen Besuch bei Rousseau vergessen! — Bei allem Sinn für das Schöne, doch das Schöne in seiner Umgebung so ganz entbehren zu müssen! Ich habe mir eine Dachstube immer als etwas sehr poetisches gedacht. Man ist darin dem Himmel um so viel näher, wir hören das Geräusch der Menschen nicht, stehen ihrem Thun und Treiben so viel ferner, wir finden uns so traulich und allein. So dachte ich es mir, wenn man davon erzählte. Und nun, — wie sah es so ganz anders aus!"

„Es wird Dir häufig noch begegnen, meine Tochter, daß die Gebilde Deiner Phantasie die harte Wirklichkeit bei weitem übertreffen, und jedes neue Licht der Wahrheit dieses Lebens, Dir mit der Wahrheit eine Täuschung nimmt. Das ist nun einmal so. — Gewöhne Dich an den Gedanken: es ist nicht alles Gold, das glänzt; es ist nicht alles Glück, das Glück uns scheint; — und was Du jetzt Entbehrung nennst, wird doch nur der vermissen, der darein auch den Preis des Lebens setzt. — Der Güter Größtes aber ist: im Geist zu leben, und was wir denken,

den kommenden Jahrhunderten als kostbares Vermächtniß noch zu hinterlassen. — Mir war es leider nicht beschieden, auf diesem Wege mir Unsterblichkeit zu sichern; doch, hoffe ich, soll es mir dafür vergönnt sein, mein einziges Kind auf einen Pfad zu führen, wo es mit leichter Hand nach Lorbeerkronen greifen kann."

Germaine antwortete darauf nicht. Sie schien sinnend die Worte ihrer Mutter zu beherzigen, und in ihren Gedanken die Möglichkeit zu ermessen, sie zu verwirklichen. So erreichten sie das Haus.

Neuntes Capitel.

Die erste poematische Arbeit.

Die Sonne sandte ihre glühendsten Strahlen auf die Erde herab. Die Bewohner von Paris flüchteten sich vor ihrem versengenden Brande; auf den Straßen war es einsam, und die Bäume in dem Garten der Tuilerien boten, in ihren weit reichenden Schatten, kaum hinreichenden Schutz. Selbst die Betriebsamkeit legte heute ermattet die müden Hände in den Schooß.

Der Hof befand sich in Versailles, die junge Königin unterhielt sich mit ihrer kleinen Schweizerwirthschaft; Ludwig der XVI. nahm seine Schlosserarbeit vor. — Wo Alles feierte, konnte auch Necker sich eine kleine Erholung gestatten, und um so lieber gewährte er sich diese jetzt, wo das Land noch mit tausend Reizen geschmückt war.

Seine kleine Villa in Saint Ouen zu besuchen, war

ihm in diesem Jahre nur selten verstattet gewesen, während in früherer Zeit jeder Sonntag ihn dort im Kreise seiner Freunde gefunden. Heiter lud er jetzt seine nächsten Bekannten ein, mit ihm auf ein paar Tage die Freuden des Landlebens zu theilen und gern folgten sie seiner Aufforderung. Er selbst eilte ihnen jedoch, von Grimm und Raynal begleitet, voraus, um Gattin und Tochter durch seine unerwartete Ankunft zu überraschen.

Madame Necker war keine Freundin ländlicher Einsamkeit. Sie hielt jede Minute für verloren, welche ihrem Geiste nicht neue Nahrung zuführte und sie in ihrem Wissen bereicherte. — Das Leben in und mit der Natur, das nur Hingabe und Empfindung fordert, schien ihr daher ein müssiger Zeitvertreib zu sein, den sie sich nie aus Neigung gewährte. — So hatte sie denn auch jetzt nur die Pflicht ihrem Gatten hierher vorausgeführt, um die Anordnung eines kleinen Familienfestes zu leiten, womit man ihn morgen überraschen wollte.

Sie stand am Fenster und schaute nach dem Abendhimmel empor, den eben die schönste Purpurgluth eines herrlichen Sonnenunterganges schmückte. — Sie wunderte sich, daß ihr Gatte so spät ausblieb, und ihre hohe weiße Stirne gegen die kalten Fensterscheiben drückend, horchte sie, ob noch kein Wagen rolle.

Thomas, der sie herbegleitet hatte, um ihr Beistand

zu leisten bei den Vorbereitungen des Festes, trat eben in das Zimmer. Bleich und ernst, wie immer, kam er mit gemessenen Schritten näher, und stellte sich neben sie.

Aus dem Garten schallte eben die Stimme Germaine's hell und fröhlich zu ihnen herauf, und bald darauf erblickten sie sie, in vollem Laufe einem jungen Mädchen ihres Alters nacheilend, das sich vor ihr zu verstecken schien.

„Ein so großes Mädchen und sie spielt noch wie ein Kind," bemerkte Madame Necker mißbilligend.

„Ihrem Alter nach ist sie das auch noch," versetzte Thomas, „und wenn auch ihr Verstand früh gereift ist, so ist ihr Herz doch jung geblieben. Ich freue mich, daß Sie meinem Rathe gefolgt sind, ihr in dieser Mademoiselle Huber eine Gefährtin zu geben. Der Mensch will auch für die Empfindung der Freundschaft gebildet werden und was wir jung nicht zu lernen beginnen, das erwerben wir nachher nimmermehr. — Ich habe Germaine nie so glücklich gesehen, als an dem Tage, wo Sie ihr das junge Mädchen zuführten!" —

„Leider ist das wahr genug, mein Freund!" sagte Madame Necker mit einem leisen Seufzer.

„Und warum leider?" fragte Thomas verwundert.

„Daß ich's nur bekenne," versetzte Madame Necker nun mit halbem Lächeln, „ich war an jenem Tage eifersüchtig auf mein eigenes Kind. — Ich habe sie für mich

erzogen, habe mich ihrer Erziehung gänzlich gewidmet und muß nun sehen, daß sie sich von mir wendet, und die Gesellschaft dieser kleinen Fremden der meinigen vorzieht."

„Sie, eifersüchtig?" sagte Thomas verwundert, als habe er nur dies eine Wort vernommen. „Wenn Sie dieser Empfindung Raum geben können, was würden Sie an meinem Platze fühlen?"

Madame Necker erröthete und wandte das Gesicht von ihm ab. —

„Wollen wir in den Garten gehen?" fragte sie.

„Sie sind zu leicht gekleidet, Sie haben noch einmal Toilette gemacht für die Ankunft Ihres Herrn Gemahls," sagte Thomas, ihren Anzug musternd, in dem sie sich reizend ausnahm. -- Das durchsichtige weiße Gazekleid ließ den schönen Hals und die vollen weißen Arme vortheilhaft durchschimmern, und die hohe schlanke Gestalt erschien in dem leichten Stoffe noch zarter gewoben. Sein Auge hing bewundernd an ihr. — „Eine echte Königin der Angelsachsen!" fuhr er dann fort. „Wie schön Sie heute sind!"

Statt aller Antwort wandte Madame Necker sich um, schellte und gebot dem Diener die Armleuchter anzuzünden. — Indem stürzte auch Germaine in das Zimmer. Sowie sie aber ihrer Mutter ansichtig ward, mäßigte sie ihre Schritte und nahm eine steife Haltung an.

„Eine Staubwolke wälzt sich des Weges her, das muß er sein!“ rief sie mit glühenden Augen.

„Welcher er? Man nennt die Personen, von denen man spricht, bei ihren Namen,“ sagte die Mutter.

„Ich rede von meinem Vater. Wen sonst könnte ich meinen? Drei ewig lange Tage habe ich ihn nun schon nicht gesehen, und bringt er Gäste mit, wie ich erwarte, wie wenig wird er mir dann auch heute noch angehören!“ rief sie mit schmerzlichem Tone aus und brach dabei in Thränen aus.

„Germaine!“ rief Madame Necker mißbilligend. „Schon wieder Thränen! — Mußt Du denn jede Freude, jedes Glück beweinen? — Mein armes, armes Kind! Was wird Dir endlich für den Schmerz noch übrig bleiben, wenn dieser nun an Deine Thüre klopft!“ *

„Kein Leid kann mich je herber treffen,“ fuhr das Mädchen leidenschaftlich fort, „als meinem herrlichen Vater so wenig zu sein, daß er mich kaum vermißt, wenn ich von ihm entfernt bin.“

„Und ist das Gleiche nicht mit mir der Fall? — Habe ich ihn nicht verlassen, um diese Tage hier mit Dir in Saint Ouen zu verleben, und wird er jetzt bei seiner

---

* „Ce qui l'amusait,“ sagte Fräulein Huber von Germaine Necker, „était ce qui la faisait pleurer.“

Ankunft etwa mir gehören können? — Du bist ein thöricht Kind, Germaine."

„Ach! Ich bin sehr, sehr unglücklich! Ich möcht' ihm Alles sein, und bin doch nur sein Kind. Du aber bist die Gattin seiner Wahl, Dich hat er auserkoren."

„Schweige nur! Ich will nichts weiter hören," sagte Madame Necker kalt und strenge. „Geh' auf Dein Zimmer und beruhige Dich, um unsere Gäste gebührend begrüßen zu können. — Was würde Dein Freund Raynal sagen, wenn er Dich mit solcher Miene fände."

Seufzend schlich das Mädchen hinaus.

„Seltsam!" bemerkte Thomas, als sie fort war. „Wie kommt das Kind zu solcher Leidenschaft in ihrer Liebe. Und diese Eifersucht auf ihre eigene Mutter!"

„Ich weiß es selbst nicht, wie ein solch' unnatürliches Gefühl in ihr emporgewachsen," erwiederte Madame Necker, und deckte die schöne weiße Hand über die Augen, um Thomas den Ausdruck ihres Schmerzes zu verbergen. „Ich bin oft ganz rathlos, wie ich dieser Eifersucht entgegen wirken soll. Sie stellt stets Vergleiche zwischen sich und mir an, und zwar zu ihrem Nachtheile. — Ich thue darum das Mögliche, um sie durch ihre Bildung ein Uebergewicht fühlen zu lassen, das sie darüber erhebe; ich rege sie beständig an, den Ruhm zu suchen und die Eitelkeit fahren zu lassen; doch wenn ich eben hoffe, mit ihr auf der

besten Bahn zu sein, dann plötzlich kommt ein solcher Ausbruch und wirft mein ganzes Gebäude über den Haufen."

„Vielleicht wird dann der morgende Tag eine gute Wirkung hervorbringen; denn es kann ihr an Lobsprüchen nicht fehlen," sagte Thomas tröstend.

„Das habe auch ich mir gesagt; nur ist das einzige Bedenkliche dabei, der eigene Vater, Necker, hat ein Vorurtheil gegen schriftstellernde Frauen, und gestattet nur denen die Bahn der Oeffentlichkeit, welche ein wirklich bedeutendes Talent besitzen. Ob er nun seiner eigenen Tochter ein solches zugesteht, müssen wir erwarten."

„Warum nicht?" fragte Thomas lächelnd. „Ist nicht die Elternliebe dafür bekannt, daß sie ihre Lieblinge mit gar schönen, bunten Federn schmücke?"

„Doch trägt sie darum noch keine Binde vor den Augen, wie der kleine Gott der Liebe," erwiederte Madame Necker scherzhaft. „Und eben so gut wie ich an meiner Tochter die wundervollen Augen gewahre, und darunter die häßliche kleine Stülpnase und die dicken, aufgeworfenen Negerlippen, eben so gut mag ihr Vater urtheilen, daß sie bei sehr vielem Geiste, bei ihrem ungemeinen Gedankenreichthum, dennoch an plastischer Darstellung Mangel leide und durch ihr unruhiges, leidenschaftliches Temperament verhindert werde, durch Fleiß zu ersetzen, was die Natur ihr als Mitgabe verweigert. — Wenn er so urtheilt,

so wird er sie nicht ermuthigen, sondern sie zurückhalten, und damit meine letzte Hoffnung zerstören."

„Wenn er so urtheilt," sagte Thomas. „Warten wir das ab. — Ich kann ihm dann nur mit Pope erwiedern: True ease in writing comes from art,* not chance, und ihn bitten, es abzuwarten."

„Thun Sie das. — Indessen soll Ihr Muth auf mich beruhigend wirken. Warten wir es ab."

„Wenn es nicht zu lange währt," rief Raynal, der eben in das Zimmer trat und diese Worte überhörte. „Das Warten ist eine überaus schöne Sache, verehrte Madame Necker, wenn es ein Abendessen bei Ihnen gilt und man für die Verspätung so herrlich entschädigt wird, daß mir schon, bei dem Gedanken daran, mein alter Mund wässert. Aber als allgemeinen Grundsatz liebe ich diese Theorie des Wartens nicht. — Es machte sich ganz hübsch bei den Römern, als Fabius die Schlacht umging und den Feind einschloß. Aber bei uns, hm! — Der Franklin wartete nicht, er kam, als wäre er eine Ente, über den weiten Ocean geschwommen und erhielt, was er wollte. Wäre er zu Hause geblieben, so hätte er nichts von uns erhalten."

---

* Die Schönheit des Stils ist das Werk des Fleißes, nicht des Talentes.

„Seine Beredtsamkeit hat es ihm auch wahrlich nicht erworben," sagte Thomas mit leisem Spotte.

„Das weiß Gott! — Man meinte fast, der Herr Gesandte sei stumm geboren, so wenig redete er. Jetzt geht es indessen schon besser. Seit Frankreich sich für die Colonien erklärt, ist ihm das Zungenband gelöst. — Ich traf ihn neulich bei einem Mittagsessen, und war so liebenswürdig, ihm mit der schmeichelhaften Anrede zu begegnen: — Ich muß Ihnen gestehen, mein Herr, daß Amerika uns ein wahrhaft herrliches Schauspiel liefert. — „Ja," erwiederte der schweigsame Doctor aus Philadelphia; „nur, daß die Zuschauer nicht zahlen wollen." — War das nicht gut geantwortet, frage ich Sie?"

Alle lachten.

„Haben Sie gehört, daß er der Wittwe von Helvetius den Hof macht?" fragte Madame Necker.

„Freilich!" erwiederte Raynal. „Und wie? Es ist ihm Ernst damit, er ist bis über die Ohren in sie verliebt und will sie heirathen."

„Das ist doch nur noch Vermuthung," sagte Madame Necker.

„Aber eine nicht unbegründete. Wir Männer sehen auch manchmal scharf in dem Bezug. — Glauben Sie es mir, wenn es von ihm abhinge, er entführte uns diese

reizende Wittwe von Ephesus. Aber — sie liebt ihre Freiheit und ist wasserscheu."

„Wovon sprechen Sie? Von Madame Helvetius?" fragte Grimm eintretend. „Da kann ich Ihnen ein hübsches Vergnügen machen. Denken Sie, Franklin hat allen Ernstes um sie angehalten, und einen Korb bekommen. Aergerlich geht er nach Hause und schreibt ihr die folgende Epistel. Hören Sie!" Er nahm ein Blatt aus der Tasche und las:

„Bekümmert über Ihren Entschluß, zur Ehre Ihres theuren Gatten ledig bleiben zu wollen, begab ich mich gestern Abend in meine Wohnung zurück. Niedergeschlagen warf ich mich auf mein Bett, und träumte, daß ich todt sei, und auf den elysäischen Feldern umherwandere. Man fragte mich dort, wen ich suche? — Führen Sie mich zu den Philosophen, erwiederte ich. — Es sind ihrer zwei hier ganz in der Nähe, welche auf sehr freundschaftlichem Fuße mit einander leben. Und die sind? — Sokrates und Helvetius. Ich schätze sie alle Beide sehr hoch; doch möchte ich zuerst gern Helvetius sehen, weil ich ein wenig Französisch verstehe und dagegen kein Wort Griechisch kenne. . . . . Er empfing mich sehr artig mit der Versicherung, daß er mich lange schon dem Namen nach gekannt habe. Er erkundigte sich dann eifrig nach dem Zustande der Religion, der Freiheit und der Regierung Frankreichs.—

Sie fragen mich gar nicht nach Ihrer theuren Freundin, Madame Helvetius? und doch liebt sie Sie so sehr, erst vor einer Stunde hat sie mir das noch versichert. Ach! Sie erinnern mich an die Tage vergangenen Glückes; aber man darf daran nicht zurückdenken, will man hier glücklich sein. — Anfangs war ich in meinen Gedanken stets bei ihr. Darauf habe ich eine andere Frau genommen, welche ihr ziemlich ähnlich sieht; freilich ist sie nicht ganz so schön, dafür aber hat sie vielen Geist und gesunden Verstand, und liebt mich außerordentlich, so daß sie einzig bemüht ist mir zu gefallen. Sie ist eben ausgegangen, um mir ein bischen Nektar und Ambrosia zum Abendessen zu holen; — bleiben Sie bei mir, um sie kennen zu lernen. Ich sehe wohl, daß Ihre erste Gattin Sie an Treue übertrifft, sagte ich; denn sie weist alle Anträge zurück. — Ich selbst, ich bekenne es Ihnen, habe sie zum Wahnsinn geliebt; aber nichts konnte sie bewegen, zu meinen Gunsten ihrem Entschlusse ungetreu zu werden. — Sie thun mir leid, sagte er, denn sie ist wirklich eine gute und liebenswürdige Person .... Aber, sind denn der Abbé la Roche und der Abbé M .... nicht noch manchmal bei ihr? — Ja, ganz gewiß, denn sie hat alle ihre Freunde beibehalten. —

„Hätten Sie doch nur versucht, den Abbé M ... mit etwas Café à la crême für sich zu gewinnen, vielleicht

wäre es Ihnen dann gelungen; denn er ist ein so gewandter Redner, wie der heilige Thomas, und weiß seine Gründe so gut in das Licht zu setzen, daß man keinen Ausweg findet; oder auch hätten Sie den Abbé la Roche mit einer schönen Ausgabe der alten Classiker für sich einnehmen können, um gegen Sie zu sprechen, das wäre vielleicht noch besser gewesen, denn ich habe stets bemerkt, daß sie gern das Gegentheil von dem that, was er ihr anrieth ....

„Hier trat die neue Madame Helvetius ein, in welcher ich sogleich meine alte Freundin aus Amerika, Madame de Franklin erkannte. — Ich forderte sie auf mir zu folgen, aber sie erwiederte mir kalt: „Ich bin neunundvierzig Jahre und vier Monate Ihnen eine gute Gattin gewesen, ich dachte, daß Sie damit zufrieden sein könnten. Jetzt habe ich diese neue Bekanntschaft gemacht, welche die Ewigkeit aushalten soll ....

„Unzufrieden über diese Weigerung meiner Euridice, faßte ich sogleich den Entschluß, nicht bei diesen so undankbaren Schatten zu verweilen, und auf diese Welt zu der Sonne und zu Ihnen zurückzukehren. Hier bin ich nun. Lassen Sie uns gemeinschaftliche Rache üben."

„Köstlich!" rief Raynal, als Grimm zu Ende gelesen. „Aber, gestehen Sie es nur, das ist ein Scherz von Ihnen, oder eine Mystification."

„Keins von Beiden. Stille Wasser sind tief. —

Sie sehen nun, wie fein dieser Franklin sich an der Frau zu rächen versteht, welche seine Bewerbung zurückweist und dagegen Andere nicht unerhört seufzen läßt."

Necker war auch hinzugetreten und maß Grimm mit einem vielsagenden Seitenblicke.

„Der Brief wird Ihrer russischen Kaiserin ein rechtes Vergnügen gewähren," sagte er dann, als deute dieser Zweck die Absicht an.

„Darum habe ich mir die Copie davon genommen," versetzte Grimm ernst. „Es liegt auch ein Stück Zeitgeschichte darin."

„Wie sie für Frauen paßt," sagte Thomas mit leisem Spotte; denn die darin enthaltene Bemerkung über ihn, hatte den Akademiker verletzt.

„Und was sagt meine kleine Freundin dazu," begann Raynal, sich an Germaine wendend, welche am Arme ihres Vaters hing. „Ich habe später noch ein Wörtchen im Vertrauen mit ihr zu reden, wenn wir den Nektar des Hauses Necker gekostet, der mir, nach diesem Staub auf unserem Wege hierher und nach der Hitze des Tages, nicht weniger gut schmecken soll, wie dem armen Helvetius in Gesellschaft seiner Hebe."

„Der Brief ist eigentlich etwas gottlos und vor allen Dingen höchst unmoralisch," bemerkte jetzt Madame Necker mit vielem Nachdruck.

„Wenn wir den Zweck in's Auge fassen, gewiß nicht,“ sagte Herr Necker heiter. „Scherz muß sein. Der Begriff von Moral ist überdem sehr verschieden. Ich, für mein Theil, fasse das ganze Sittengesetz in den einfachen Satz zusammen, daß die Natur der Dinge moralisch sei.“ *

Germaine richtete ihre großen Augen freundlich zu ihrem Vater empor und drückte seinen Arm fester an sich, als Zeichen, daß sie ihn verstanden habe und seinen Worten Beifall gäbe. — Madame Necker bemerkte es. Eine leichte Wolke glitt über ihre Züge und die Unterhaltung abbrechend, stand sie auf und bat die Gäste ihr zu folgen.

Der folgende Morgen brachte neuen Besuch, bald waren der Fremden so viele in dem nur kleinen Landhause beisammen, daß man hätte meinen sollen, der Platz reiche bei weitem nicht aus sie Alle zu fassen.

Germaine Necker war nicht sichtbar. Sie saß mit Mademoiselle Huber in einem schattigen Bosquet des Gartens und studirte ihre Rolle ein; denn sie selbst wollte heute die Heldin in ihrem Stücke vorstellen. In einem Pavillon war das kleine Liebhabertheater aufgeschlagen. — Der Abbé Raynal holte sie jetzt dahin ab, um mit ihnen

* La morale est la nature des choses. — Diesen Satz machten Necker und seine Tochter sich beide streitig. Werke der Staël 1. Band S. 15.



eine Probe anzustellen; denn auch er hatte sich entschlossen mitzuspielen.

Langsam verstrichen den beiden Mädchen die Stunden, bis der Nachmittag endlich herankam und der Gesellschaft mitgetheilt ward, was ihrer wartete. Germaine war hinter den Coulissen verborgen, als die Zuschauer eintraten und ängstlich blickte sie durch ein kleines Loch im Vorhange, um zu erspähen, mit welcher Miene ihr Vater dieser kleinen Vorstellung entgegen sähe.

Man war übereingekommen, Herrn Necker nicht mitzutheilen, wer der Verfasser des Stückes sei und dies war um so leichter, weil er an Niemand eine Frage deshalb gerichtet. Seine Tochter sollte mitspielen und er setzte voraus, daß dies die ihm zugedachte Ueberraschung sei.

Ein großer Zettel an der Thüre kündigte an: Les inconvenients de la vie de Paris. *

Der Vorhang ging auf und er erblickte eine Mutter, welche zwei Töchter besaß, von denen die eine in ländlicher Zurückgezogenheit aufgewachsen war, während die andere alle Vortheile einer städtischen Erziehung genossen hatte.

Die Mutter zieht die letztere vor; sie lobt ihren Geist, ihren Anstand, ihre geselligen Talente, und setzt die erstere bei jeder Gelegenheit zurück.

* Die Nachtseite des Pariser Lebens.

Jetzt klopft das Unglück an ihre Thüre. Sie verliert durch einen unglücklichen Prozeß ihr ganzes Vermögen, und ist genöthigt bedeutende Einschränkungen zu machen, ja Entbehrungen zu leiden. Das elegante Stadtmädchen ist nicht geschickt, sich in eine solche Lage zu finden; sie klagt das Schicksal an und läßt ihren Unmuth an ihrer Mutter aus.

Das einfache Landmädchen dagegen verdoppelt ihre Zärtlichkeit und wird der Trost und die Stütze der ganzen Familie.

Die Scenen dieses kleinen Dramas waren vortrefflich an einander gereiht, die Charaktere gut entwickelt, und das Interesse von Anfang bis zu Ende immer steigernd rege gehalten. Allgemein äußerte sich der Beifall, den man dem spielenden Personale zollte, und Marmontel war sogar in solchem Grade davon gerührt, daß er sein Taschentuch hervorzog, um seine Thränen zu trocknen.*

Germaine erntete den größten Beifall und wurde am Schlusse herausgerufen. Als sie erschien, warf man ihr Blumen und Kränze zu und feierte sie mit tausend Lobsprüchen. Ihr Herz suchte aber nur eine Befriedigung und zitternd erwartete sie das erste Wort aus dem Munde ihres Vaters.

---

* Correspondance littéraire. B. 4. S. 290.



Jetzt winkte Herr Necker sie zu sich heran, und schloß sie in seine Arme. „Sie hat ihre Sache gut gemacht," bemerkte er dabei gegen Grimm.

„Mehr als das," fiel Raynal ein, „sie hat nicht nur gut gespielt, sie hat auch gut geschrieben. Wir Beide hätten in dem Alter kein solches Stück zu Stande gebracht, mein lieber Necker!"

„Es ist Deine eigene Composition?" fragte ihr Vater verwundert.

Sie antwortete nicht. Sein scharfes Auge ruhte fragend auf ihren Mienen.

„Ja, es ist wahr," sagte er dann kalt, und ließ sie aus seinen Armen los, „mein einziges Kind ist eine Schriftstellerin."

Germaine sank bei diesen Worten leblos zusammen.

Zehntes Capitel.

Der Doctor Tronchin.

Monde waren vergangen, seitdem les Inconvenients de la vie de Paris in Saint Ouen aufgeführt worden. Eine ernste Krankheit hatte Germaine Necker an ihr Lager gefesselt, und als sie heute zum ersten Male wieder aufstand, war sie um vieles größer geworden, und ihre Farbe fast bleich zu nennen. Ein Lächeln der Befriedigung glitt über ihre Züge, als sie in den Spiegel sah und sich so erblickte. Sie meinte ihrer Mutter jetzt um vieles ähnlicher zu sein. —

Matt lehnte sie sich in den Chaise longue zurück und blickte in die kleine schwach lodernde Flamme ihres Kamins.

Da trat ihr Vater zu ihr ein. Ein schwaches „Ah!" stahl sich bei seinem Anblick von ihrer Lippe und

sich rasch emporrichtend, wollte sie ihm entgegen eilen. Ein Wink von ihm hielt sie jedoch sogleich auf ihrem Lager fest.

„Bleibe ruhig auf Deinem Platze, mein Kind!" sagte er bestimmt, und rückte einen Stuhl heran, um sich zu ihr zu setzen. „Du hast Dich bedeutend erholt, und wirst nun bald ganz hergestellt sein; aber übereilen darf man nichts. Strenge Dich ja nicht an, gönne Dir Ruhe und Zeit. In Deinem Alter hat man noch eine lange Zukunft vor sich und holt schnell das Versäumte wieder ein."

„Mutter meint, man müsse sich nicht zu sehr gehen lassen."

„Nicht zu sehr; aber ein wenig. — Ueberdem, Du bist mein einziges Kind, meine einzige Freude, mein ganzes Glück. Warum solltest Du Dich anstrengen, wenn die Neigung Dich nicht drängt, und das kann jetzt nicht der Fall sein, denn dazu bist Du noch zu kraftlos."

„Ich hege überhaupt nicht mehr den Wunsch, mich auszuzeichnen, seit ich weiß, daß Du es mißbilligst," sagte sie, mit einem Zucken um den Mund, das die innere Bewegung verrieth.

„Wir sollten davon eigentlich jetzt nicht sprechen," sagte ihr Vater ernst aber weich, und nahm ihre rechte Hand in die seinige. „Aber vielleicht wird es Dich mehr

beruhigen, wenn Du Dich mit mir über diesen Punkt verständigt hast, als wenn ich Dich Deinen Grübeleien überlasse. — Es hat Dich geschmerzt, daß ich den Weg zum Ruhme, den Du so jung schon eingeschlagen, nicht gebilligt. — Sieh, liebes Kind, es ist ein gar dorniger Pfad, den Du da wandeln willst; denn er giebt Dich schutzlos jedem bösen Leumund Preis. Die Oeffentlichkeit ist für den Mann ein Stachel, der ihn spornt, die Frau aber ritzt sich Wunden, die oft nie wieder heilen. — Der Mann kann der Welt Trotz bieten; die Frau muß auf ihre leisen Mahnungen horchen und ganz, ganz sachte mitzugehen suchen. — Da mir nun nichts so theuer auf der Erde ist, als das Glück und die Ruhe meines Kindes, so zog es mir das Herz zusammen, als ich sie mit einem Male auf einem Wege fand, wo ich sie lieber nicht gesehen hätte. Nun es geschehen ist, liegt weiter nichts daran. Fühlst Du die Neigung in Dir, den Gebilden Deiner Phantasie eine Form zu leihen, so folge diesem Drange. Der Mensch kann von sich selbst nicht lassen, das weiß ich wohl. Befriedigt es Dich, das, was Du denkst, dem Papiere anzuvertrauen, und von Andern prüfen zu lassen, so folge Deinem Sinne. Ich hemme und störe Dich in nichts, denn ich will nur Dein Glück, und Dir vorschreiben zu wollen, daß Du es finden sollest, wo ich wünsche, daß es für Dich blühe, wäre so thöricht als vermessen. — Bleibe

nur wahr und gut, meine liebe Tochter, dann bist Du immer nach meinem Sinn."*

„Mein guter, guter Vater!" flüsterte Germaine weich und zog seine Hand an ihre Lippen. „Wie kann ich diese Liebe nur verdienen, wie mich ihrer würdig machen!"

„Indem Du glücklich bist, mein Kind. Laß mich in Deinen Blicken lesen, daß das Leben, welches ich Dir gegeben habe, ein Gut für Dich ist, laß mich fühlen, daß Du das größte Vertrauen zu mir hegst und überzeugt bist, daß Deine Freude meine Freude ist, daß Dein Schmerz in meiner Brust einen Wiederhall findet; — daß ich Dein erster und bester Freund bin. Willst Du das, kannst Du das, Germaine?"

„Wie sollte ich nicht," rief sie wonnetrunken, „mein einziger, mein bester Vater!"

„So sind wir einverstanden," sagte Necker, stand auf und küßte sein Kind auf die Stirne. „So ist Alles unter uns ausgeglichen. — Und nun schreibe fort, so viel Du willst. Il n'y a que le premier pas qui coûte. Diesen ersten Schritt hast Du gethan. — Du hast Dich auf dem literarischen Felde versucht, und mit Glück versucht. — Wandele nun weiter auf dieser Bahn fort, wenn es Dich beglückt. — Noch bin ich, Dein Vater, da, um die Dornen

* Madame Necker de Saussure Seite 22.

mit liebender Hand aus Deinem Herzen zu ziehen und eine Weile wird mich Gott Dir vielleicht noch erhalten. Wenn ich dann einst nicht mehr bin, nun, so mußt Du tragen, was Andere vor Dir hingenommen haben und vielleicht wird meine Liebe stark genug sein, auch über das Grab hinaus Dich noch schützend zu bewahren und gegen Unbill zu stählen, durch die Erinnerung, wie viel Du mir warst. Wer sich einmal so recht aus tiefstem Herzen geliebt und verstanden gewußt im Leben, der härtet sich an diesem Feuer zu einem echten Diamant. — Die Liebe Deines Vaters soll für Dich ein Schild sein, an dem jeder Pfeil abprallt. Lebe wohl, mein Kind."

Er wandte sich rasch ab, um ihr die Thräne zu verbergen, welche sich aus seinem Auge stahl, und entfernte sich.

Germaine blieb in tiefster Bewegung zurück. — Sie drückte die Hand fest auf das hochpochende Herz und schaute wie trunken umher. So glücklich, nein, so selig hatte sie sich noch nie gefühlt, so köstlich das Geschenk des Lebens noch nie empfunden!

Sie faltete endlich ihre Hände über der Brust zusammen und stammelte ein leises Dankgebet. Oh, diese Wonne! Er liebte sie, liebte sie mehr als irgend etwas sonst auf dieser Erde. — Das war des Glückes fast zu viel.

Erschöpft sanken ihre Augenlider und ein sanfter

Schlummer bemächtigte sich ihrer. So mögen Engel ruhen, ermattet von zu großer Wonne. —

Ein seliges Lächeln umspielte ihren Mund, und Träume umgaukelten sie dabei, wie sie sie nie zuvor geträumt. Ihre Lippen bewegten sich, sie rief im Schlummer nach ihrem Vater und als sie wieder erwachte, betete sie: „Mein Gott! — verzeihe mir, wenn ich ihn mehr lieben sollte, als Dich!"

Der Doctor Tronchin fand am folgenden Morgen ihren Puls aufgeregter und den Zustand im Ganzen verschlimmert, sie aber versicherte ihm, daß sie sich nie so wohl gefühlt. —

Das veränderte seinen Ausspruch nicht. Er behauptete, daß nur die größte Gemüthsruhe und gänzliche Vermeidung aller geistigen Anregung die Gesundheit des Mädchens herstellen, ja ihr Leben erhalten könne. —

Die Stirne von Madame Necker umwölkte sich bei diesem Ausspruch. — Diese einzige kleine Falte war alles, was sie ihrem Unmuthe gestattete, denn Stimme und Worte durften nie die Verräther ihrer Empfindungen werden.

„Meine Tochter kann in dem Hause ihres Vaters nicht das Leben einer Gefangenen führen," sagte sie dann, „noch kann ihr Geist hier gänzlich ruhen. Sie würde auch die Langeweile solchen Unbeschäftigtseins nicht ertragen."

„Doch muß sie sie ertragen," versetzte Doctor Tronchin

strenge, „denn es ist die einzige Arznei, welche ich ihr verschreiben kann, und man fragt bei einem Mittel nicht, wie es schmecke, sondern welche Wirkung man sich davon versprechen könne. Mademoiselle Necker muß auf dem Lande leben und den ganzen Tag im Freien zubringen, wo möglich in der Gesellschaft von Kühen und Schafen. — Feder und Tinte werden nicht mitgenommen, eben so wenig Bücher. Der Mensch ist geschaffen, um mit der Natur zu leben, und nicht mit dem Papiere."

„Sie haben Rousseau's Emil gelesen," sagte Madame Necker mit leisem Spotte. —

„Wie es sich von jedem gebildeten Menschen erwarten läßt," erwiederte Doctor Tronchin ruhig. „Aber ich habe mehr noch gethan, ich habe mich auch zugleich von ihm überzeugen lassen."

„Es klingt manches in der Theorie vortrefflich, das sich in der Praxis schlecht ausnimmt," erwiederte Madame Necker bitter; denn zum ersten Mal vielleicht konnte sie ihrer Verstimmung nicht Herr werden. „Wir Frauen lieben nun einmal den Menschen nicht in seiner Ursprünglichkeit, für uns wird er erst durch seine Bildung ein Gefährte. Darum, je höher die Frau strebt, je mehr muß der Mann sein sittliches und geistiges Ideal steigern. Ich hegte für meine Tochter große Wünsche, weit reichende Pläne; Sie haben das Gebäude meiner Hoffnungen mit

Ihrem Machtspruche zerstört, und mein Kind der Alltäglichkeit zurückgegeben. Muß sie aufhören ihre Kenntnisse zu erweitern, so heißt das zugleich auf jede Auszeichnung Verzicht leisten.* — Alle Zeit und Mühe, welche ich auf ihre Erziehung verwendet, ist verloren. Es wird kein Ruhm für mich sein, sie ausgebildet zu haben, sobald sie nicht mehr wie jedes andere Mädchen leistet, das in irgend einer Pension aufgewachsen ist."

„Mademoiselle Necker wird mit dem Pfunde wuchern, welches ihr die gute Mutter Natur verliehen," versetzte Doctor Tronchin lächelnd, „und Sie können versichert sein, Madame, daß meine Kur ihren Fähigkeiten keinen Abbruch thun wird. Mit dem Gedeihen des Körpers wächst der Geist erst recht."

„Welcher Materialismus," rief Madame Necker entsetzt. „Auf diesem Wege geht Frankreich seinem Untergange zu, das ist gewiß. Wenn Sie den Menschen zu einer bloßen lebenden Maschine machen, ohne den Geist, der für das Ewige reifen soll, von dem Körper unabhängig zu machen, so mag er gern das Spiel seiner Leidenschaften werden; denn was hält ihn? — Mir schaudert, wenn ich bedenke, an welchem Abgrunde wir stehen! Erst erscheint Gall mit seiner Schädellehre, als ob die Seele etwas

---

* Madame Necker de Saussure S. XXX.

Tastbares wäre; ihm folgt Mesmer, der das Nervensystem zu einer Gottheit erhebt, und der gute Lavater liest nun endlich noch den ganzen Charakter des Menschen aus seinem Gesichte. — Immer ist es der Körper und wieder der Körper, bei dem man Aufschlüsse über die Seele sucht, statt sich an die Bibel zu halten, welche das Fleisch als den Sitz aller Sünden betrachtet. Wie weit sind wir noch von dem Lichte der Wahrheit entfernt, wenn wir ihm auf diesem Wege nachstreben."

„Es wird sich ausweisen, ob es der rechte ist," versetzte Tronchin lächelnd. — „Schönen Damen kleidet freilich die Begeisterung für eine ideale Welt weit besser, als ein positives Verkehren mit der Wirklichkeit. Die Psychologie ist ihre Wissenschaft, nicht die Physiologie; denn Diagnosen würden sie nur schwerlich zu stellen vermögen. Die Liebe ist ihr Thema, und das unsrige — — die Nothwendigkeit."

„Nicht alle Aerzte stehen auf Ihrem Standpunkte."

„Ich weiß es," versetzte Doctor Tronchin lächelnd. „Seit Molière so viel aus unserer Schule geschwatzt, haben wir zu verschiedenen Methoden unsere Zuflucht nehmen müssen; denn der Glaube an unser altes Regimen hatte zu wanken begonnen, und wir mußten suchen Stützen anzubringen. Deren giebt es nun sehr verschiedene, Gott sei Dank, und täglich kommen neue noch hinzu. — Die

Menschen wollen getäuscht sein, sie wollen ihre Heilung am liebsten einer Methode verdanken, die sie nicht verstehen, und Mittel anwenden, welche sie wie Geisterhauch anwehen. — In diese Kategorie gehört nun auch der Magnetismus, welcher für zarte Damen ein allerliebster Kitzel der Sinne ist."

„Sie vergessen, daß Sie zu einer Dame sprechen," fiel ihm Madame Necker ernst in das Wort.

„Aber einer Ausnahme Ihres Geschlechtes. La femme à Thomas* kann kein gewöhnliches Weib sein. — Sie haben keine Zeit, sich mit Ihren Stimmungen zu beschäftigen, die Verwaltung eines großen Vermögens, die Erziehung Ihrer Tochter, die Einrichtung eines Krankenhauses, die geselligen Beziehungen, das Alles nimmt Ihre Zeit so vielfach in Anspruch, daß Sie mir nie das Vergnügen gönnen, Sie behandeln zu dürfen, außer wenn Sie vor Erschöpfung zusammenbrechen und ich ausrufen muß Halt! — Sie können also nicht beleidigt sein, wenn ich an Ihrem Geschlechte tadele, daß es nicht denkt und handelt, wie Sie!"

Dies feine Compliment verfehlte seine Wirkung nicht. Freundlicher erwiederte Madame Necker:

---

* Als Thomas seine Geschichte der Frauen geschrieben, wurde Madame Necker in der italienischen Oper mit diesem Ausdrucke begrüßt.

„Wenn die Frauen im Allgemeinen nicht sind, was sie sein sollten, so liegt das an ihrer Erziehung, Herr Doctor! — Ich bin nur, was ich bin, durch die Sorgfalt meines Vaters.“

„Sie wollen nun einmal ein Kunstproduct sein und jeden Schulmeister zu einem Pygmalion erheben,“ sagte der Doctor Tronchin lächelnd und griff nach seinem Hute.

Mutter und Tochter saßen sich eine Weile schweigend gegenüber, als sie allein waren.

„Du scheinst verstimmt,“ nahm endlich Germaine das Wort, „hoffentlich habe ich Dir nicht die Ursache dazu gegeben?“

Madame Necker antwortete nicht gleich. Sie schien unschlüssig zu sein, was sie erwiedern sollte. Endlich sagte sie gemessen:

„Ich habe bemerkt, daß Du in der Unterhaltung mit Deinem Vater stockest, sobald ich in das Zimmer trete. Hast Du ihm etwas mitzutheilen, das Du mir vorenthalten möchtest.“

„Durchaus nicht!“ versetzte Germaine erglühend.

„Warum schweigst Du denn vor mir, oder vielmehr, warum brichst Du eine Unterhaltung ab, die Dir und ihm Vergnügen zu machen scheint, und fängst von andern Dingen zu sprechen an, sobald ich mich zu Euch geselle?“

„Weil“ — versetzte Germaine unschlüssig — „weil —



Du strenger bist, als mein Vater, und an den tausend kleinen Witzworten, womit ich ihn zu amüsiren suche, kein Gefallen finden würdest. — Ich freue mich so sehr, wenn ich ihn lachen sehe; denn nach so ernster Arbeit, wie seine Stellung sie ihm aufbürdet, ist ihm das eine Wohlthat. Wenigstens sagt er mir das. — Ich kann mit ihm tändeln, scherzen, ihm ein délassement gewähren, wie er es sucht und bedarf; denn ich bin noch ein halbes Kind und schmiege mich gern dem Augenblick an. — Vor Dir aber thue ich das nicht gern, denn Du hast mir ein solches laisser aller nie gestattet, weil Du es ein geistiges Vagabondenleben nanntest; ich sollte mich von meiner besten Seite zeigen, und nicht von meiner schlechteren; ich sollte mit meinen höchsten Kräften hervortreten und nie die Narrenkappe aufsetzen, sagtest Du. — Weil ich nun aber vor meinem guten Vater alles das thue, was gegen Deine Wünsche ist, und ihm damit gefalle, so schweige ich, wenn Du zu uns kommst, um Dich nicht zu betrüben."

„Also Deinem Vater gefällt das," sagte Madame Necker gedehnt, und zum ersten Male wurde ihr reiner Sinn, ihr edles Gemüth, von einem Gefühle der Bitterkeit getrübt, das um so herber war, weil es dem eigenen Gatten, der eigenen Tochter galt, zwei Wesen, denen sie mit ihrem ganzen Herzen anhing.

Sie verließ das Zimmer, schloß sich allein ein und

— weinte. — Seit sie Necker ihre Hand gereicht, waren dies ihre ersten Thränen.

Die Furcht beschlich sie, künftig nicht mehr die erste Stelle in dem Herzen ihres Gatten einzunehmen! — Und wie konnte sie versuchen diese Stelle zu behaupten, da es augenscheinlich ihrer Tochter durch ganz entgegengesetzte Eigenschaften von den ihrigen gelang, ihn zu unterhalten, zu fesseln und für sich einzunehmen. — Ihr hier entgegen treten und den Sieg streitig machen, das durfte sie nicht.

Sie hatte gehofft, daß ihr Gatte sie in ihrer Tochter fortlieben solle.* Darum allein wandte sie alle Mühe auf deren Erziehung, um sich in ihr verjüngt zu sehen. Und nun diese herbe Täuschung.

Zum ersten Male verließ sie ihre sonstige Selbstbeherrschung. Ungeduldig maß sie das Zimmer mit langen Schritten, Verdruß sprach sich in ihren Mienen aus; — Verdruß und die bitterste Enttäuschung.

„Sie muß fort," sagte sie sich nach langem Nachsinnen. „Sie mag nach Saint Ouen gehen, wie es der Doctor Tronchin fordert; ich aber bleibe hier bei meinem Gatten zurück und versuche, mir ihn wieder zu gewinnen.

---

* Madame Necker de Saussure S. 23.

Mein ist er, mein soll er bleiben. Germaine hat ihr Leben vor sich, ihr stehen noch alle Wege offen; das meinige ist abgeschlossen, ich habe nichts mehr auf dieser Welt zu hoffen, nichts zu verlieren, als seine Liebe. — Es ist mein höchstes Gut; und für das Höchste setze man das Höchste ein."

Elftes Capitel.

Das Landhaus in Saint Ouen.

Hell leuchtete die Frühlingssonne auf die Erde herab und begrüßte die keimenden Saaten.

Germaine Necker wandelte geflügelten Schrittes in den Alleen des Gartens umher, mit einem großen Buche in der Hand, das einen blauen Einband trug. Heiß fielen die glühenden Strahlen des Mittags auf ihr entblößtes Haupt herab, ohne daß sie deren Brand empfand. Sie schien in ihre Lectüre so völlig vertieft, daß sie allen äußeren Einflüssen dadurch unzugänglich ward. Ihre schönen Hände und Arme, von ihrer Mutter stets so sorgfältig bedeckt, damit ihrer Tochter dieser Reiz bleibe, waren rücksichtslos den sengenden Strahlen Preis gegeben. Sie schien sich selbst gänzlich vergessen zu haben.

Der Landaufenthalt hatte ihre Gesundheit bedeutend gestärkt. Sie war ungewöhnlich groß für ein Mädchen,

das nicht lange ihr funfzehntes Jahr zurückgelegt hatte, und ihre starken Glieder, so wie ihre Fülle, ließen sie in der Ferne für weit älter erkennen, als sie in Wirklichkeit war. Ihr fester Schritt, ihre tiefe Stimme, der sichere Blick ihres Auges, das keine jungfräuliche Schüchternheit senkte, beraubten sie des großen Reizes ihres Alters, wofür ihre ungemeine Begabung jedoch Ersatz bot. Ihr schwarzes Haar hing unordentlich über ihre Schultern herab, während sie ihr großes, dunkles Auge beredt zum Himmel emporrichtete und in laute Ausbrüche des Entzückens gerieth.

„Ja, ich bin glücklich zu preisen!" rief sie aus, „einen solchen Mann meinen Vater zu nennen. Wenn ich dem ganzen Laufe der Geschichte nachgehe, so finde ich den Namen nicht, welchen ich dem seinigen an die Seite setzen möchte.

„Dieser Rechenschaftsbericht ist kein Buch, es ist eine That. Indem er dem Volke einen Blick in den Zustand der Finanzen des armen Frankreich werfen läßt, erklärt er es für mündig.

„Mag der Graf von Artois seinen Freunden zuflüstern, daß dieses Conte bleu eine abgeschmackte Geschichte sei, die sich der Bürger von Genf in seiner Unverschämtheit erlaubt habe, mag er mit seinen Genossen Spott darüber treiben; er ändert die große Sache damit nicht.

Mit diesem Buche ist ein wichtiges Wort gesprochen: Le peuple est souverain! Das Volk wird seine Mündigkeit behaupten und eine vernünftige Freiheit beanspruchen. Der Compte rendu meines Vaters wird die Ursache einer Revolution in Frankreich sein.*

„Welch ein Vorzug, daß ich dies erleben mußte. Ganz Frankreich wird auf meinen Vater sehen, und ich bin seine Tochter und darf mich in seinem Ruhme sonnen.

„Wie sehne ich mich, es ihm auszusprechen, wie sehr ich seine That bewundere! Aber er ist fern, und wenn ich ihn sehe, werde ich den Muth nicht haben, meinem Herzen Luft zu machen. — Ich schreibe ihm, doch anonym. Er muß erfahren was ich empfinde, auch ohne zu wissen, daß ich es bin, die so empfindet.

„Der alte Gärtner mit seinem Sohne arbeitet dort an seinen Spargelbeeten so ruhig fort, als ob nichts geschehen wäre; doch macht dies Buch ihn zu einem Menschen. Ob ich es ihm nicht verkünde, daß er nicht mehr der Sklave eines Despoten, daß er der Bürger eines Staates ist, dessen Lasten er mit trägt, um dessen Regierungsform er sich bekümmern muß."

Sie eilte der Gegend zu, wo jene Leute beschäftigt waren. Beim Nahen der jungen Herrin zogen sie ehrer-

* d'Alembert.

bietig ihre Mützen. — Sie Alle liebten sie; denn sie erwies ihnen viel Gutes, jeder Leidtragende fand bei ihr ein offenes Ohr und ihre Theilnahme linderte oft eben so viel, als ihr Geld. Ihr gutes Herz war daher weit und breit bekannt, und Jeder vertraute ihr gern seine Sorgen, weil sie mit Verständniß und mit jenem Antheil zuhörte, der die Lage des Andern für den Augenblick zu seiner eigenen macht.

Ihre Wünsche wurden daher von den Leuten mit der größten Bereitwilligkeit ausgeführt, und auch jetzt stellten sie ihre Arbeit ein, um ihren Worten ein aufmerksames Ohr zu leihen.

„Ich wollte Euch nur sagen," begann sie, „daß für Frankreich jetzt ein neues Leben beginnt. Mein Vater hat hier dies Buch geschrieben, worin die Ausgabe und die Einnahme des Staates verzeichnet ist. Dies kann nun Jeder von Euch lesen, und dann urtheilen, ob der König das Geld, welches Ihr ihm anvertraut, richtig verwaltet hat. Ihr habt nun Alle Antheil an der Regierung, seid Bürger eines mächtigen Staates; Eure Menschenrechte werden anerkannt, das Volk bekommt eine Stimme. — Seid Ihr darüber nicht froh?"

„Wenn Sie es sagen, Mademoiselle, daß wir froh sein dürfen, dann sind wir es auch; denn Herr Necker ist unser Aller Wohlthäter;" erwiederte der alte Mann.

„Ohne ihn wäre Frankreich verloren. — Aber lesen kann ich in dem Buche nicht, weil ich es nie gelernt habe. Doch mein Sohn da, der kann es."

Der junge Mann hatte ihren Worten mit Aufmerksamkeit und sichtlich auch mit mehr Verständniß zugehört, als sein Vater. Sein Auge funkelte und seine Miene sprach es aus, daß es ihm ganz recht sein würde, wenn er nicht bloß die Erde graben dürfe.

„Ich lese die Zeitungen," sagte er, „und habe schon etwas davon gehört im Wirthshause. — Freilich, wenn es bei uns werden könnte, wie in Amerika, das wäre mir schon recht, und hätte ich nicht meinen alten Vater, so wäre ich lange fort, und kämpfte mit. Es ist doch ein ganz anderes Leben dort. Man hat sein Brod und keine Steuern. Man weiß, wofür man seine Hände regt."

„Freilich, so wie in Amerika wird es bei uns nie werden," erwiederte Fräulein Necker, überrascht durch ein Begehren, das weit über ihre Wünsche hinauslag; „wir müssen unsern guten König behalten. Doch können wir die Ausgaben des Staates vermindern und es dem Volke dadurch leichter machen. Seht Ihr, das ist meines Vaters Absicht."

„Ich weiß es," erwiederte der junge Mann schlau; „wir haben noch gestern Abend in der Schenke davon gesprochen."

Fräulein Necker empfand die größte Neugierde, einmal zu hören, wie sich diese Leute, wenn sie Abends beisammen saßen, über ihren Vater unterhielten. Sein Ruhm lag ihr so sehr am Herzen, daß sie ihm auf allen Wegen nachzuspähen wünschte.

Jetzt trat ihre Gefährtin, Fräulein Huber, zu ihr und bat sie in das Haus zu kommen, wo das Gabelfrühstück auf sie warte.

„Ich kann nicht essen!" rief Fräulein Necker mit verneinender Bewegung des Hauptes. „Ich bin wie trunken von meinem Glücke, und suche nach Menschen, die es mit mir theilen, denen ich aussprechen kann, was ich empfinde und die mit mir empfinden wollen."

„Du kannst ja während des Speisens mit mir reden, so viel Du willst," sagte ihre Freundin, und bemühte sich sie mit fortzuziehen.

„Um tauben Ohren zu predigen. — Du sagst mir ja stets, daß der Haushalt und ein neuer Hut Dich unendlich angenehmer beschäftige, als alle Gesetze Montesquieu's."

„Freilich! Aber Dir zu Liebe höre ich dennoch zu und bemühe mich auch zu begreifen was Du sagst. Was hat sich denn jetzt so Großes ereignet?"

„Nun, dieses Buch! Du weißt es ja. Sieh jene alte Eiche an! Sie bedurfte vielleicht tausend Jahre zu ihrem Wachsthum und Niemand erzählt uns heute, welche

Hand die Eichel in die Erde senkte, die den mächtigen Baum trug. — So klein der Anfang und so groß das Ende. — Dasselbe wird mit diesem Rechenschaftsberichte der Fall sein. — Unberechenbar sind die Folgen dieses ersten Schrittes, Niemand vermag zu sagen, wohin der Weg uns führt, den dieses Buch uns zeigt. Ein neuer Tag bricht damit über uns herein, es ist die Saat gesäet, wir sehen sie nun keimen; doch wer die Schnitter sind, das ahnen wir noch nicht. Ich bin entzückt von meinem Vater! Er ist ein großer, großer Mann."

„Dies Buch mit all den vielen Zahlen scheint Dir so wichtig?" rief ihre Freundin zweifelnd. „Deine kindliche Liebe sieht diesmal wohl ein wenig mehr als da ist. Aber nun komm' in das Zimmer!"

„Ich will Dir folgen, wenn Du mir versprichst, mir eine halbe Stunde lang Deine Feder zu leihen. Ich muß einen anonymen Brief schreiben."

„Dazu helfe ich Dir nicht. Madame Necker würde mir das nie verzeihen, wenn sie es erführe;" sagte Fräulein Huber strenger.

„Sei nicht bange," rief Germaine lachend. „Es ist kein Liebesbrief; ich will nur an meinen Vater schreiben und er darf die Hand nicht kennen."

„Glaubst Du denn, daß ihm die meinige unbekannt ist?"

„Wahrhaftig, daran hatte ich im ersten Augenblicke nicht gedacht. Wohl denn! So gehen wir damit zum Pfarrer, er muß es abschreiben."

Fräulein Huber war schon an die seltsamen Launen ihrer Freundin gewöhnt, und so oft sie nicht gegen die von Madame Necker hinterlassenen Vorschriften verstießen, lieh sie sich ihnen willig. So wanderten die jungen Mädchen denn im Laufe des Nachmittags getrost dem Dorfe zu, um den Geistlichen aufzusuchen, der die enthusiastische Zuschrift der Tochter Necker's copiren sollte. Sie fanden den schon bejahrten Mann in seiner Wohnung und setzten sich ihm gegenüber, während er die ihm nicht ganz leichte Arbeit unternahm.

„Ich wüßte Jemand, der es noch besser machen würde," bemerkte er, während er seine Brille auf der Nase schob. „Das ist der Sohn des Försters, der am Ende der großen Wiese wohnt. Seine Handschrift ist wie gestochen."

„So wollen wir zu ihm gehen," rief Fräulein Necker, und sprang auf, um aus dem Worte sogleich die That zu machen.

„Wie schickte sich das!" sagte Fräulein Huber mißbilligend.

„Immer Regeln und wieder Regeln für Dinge, die keinen Grund haben, und nur schicklich oder unschicklich sind in dem Maße, wie wir sie so finden wollen. Ich kann

dies beständige Hadern um Kleinigkeiten nicht leiden," fuhr sie fort, unmuthig den Boden stampfend. „Gerade weil ich in dieser Beschränkung erzogen wurde, empört sich jetzt mein ganzes Naturell dagegen, und koste es was es wolle, ich folge meinem premier mouvement. — Der erste Gedanke kommt von Gott, der kann mich nie irre führen; der zweite ist das Werk menschlicher Satzungen, und darum den Gebräuchen der Welt angemessen. Diese aber sind nicht unser höchstes Sittengesetz. Ich gehe."

„Ich werde Sie begleiten, meine Tochter," sagte der Pfarrer. „Dann wird Fräulein Huber um so weniger Anstoß an einem Schritte nehmen, dessen Ursache ich eigentlich bin."

Sie fanden den jungen Revierjäger nach seinen Streifereien im Walde ruhend. — Als er den vornehmen Besuch erfuhr, ordnete er schnell seinen Anzug und trat dann zu den Gästen ein. Fräulein Necker war sichtlich überrascht von seiner schönen Gestalt und seinem einnehmenden Wesen, das ihn viel mehr einem Cavalier des Hofes ähnlich machte, als einem Manne in seiner bescheidenen Lage. Da sie nichts verbarg, was in ihr vorging, so verrieth sie schnell, welchen Eindruck er auf sie hervorbrachte.

Der Pfarrer nahm indessen das Wort und erklärte ihm die Absicht ihres Besuches.

„Sie machen mich glücklich durch diesen Auftrag," sagte er, „und noch mit mehr Freude würde ich mich demselben unterziehen, wenn Sie mir gestatten wollten, die Schrift persönlich überbringen zu dürfen. Ich bewundere Ihren Herrn Vater so aufrichtig, daß ich stolz sein würde, ihn kennen zu lernen."

„Er darf aber nicht erfahren, von wem das Schreiben kommt," rief Germaine lebhaft.

„Gewiß nicht. Ich werde sagen, daß es mir von unbekannter Hand übergeben sei. Sind Sie damit zufrieden?"

„Und wie sehr! — Aber nun sagen Sie mir noch, ob Sie, wenn Sie einmal in Paris sind, nicht erfahren können, was man dort von meinem Vater spricht? Wie man seinen Rechenschaftsbericht aufgenommen hat, ob man einzusehen vermag, wie groß, wie kühn es von ihm war, damit vor die Regierung hinzutreten und ganz Frankreich, ja die Welt zu Zeugen seiner Redlichkeit zu machen."

„Ich werde, wenn Sie es wünschen, in die besuchtesten Kaffeehäuser gehen und den Unterhaltungen zuhören," versetzte der junge Mann. „Haben Sie noch sonst Aufträge, so stehe ich zu Diensten."

„Wie bald werden Sie mit der Abschrift fertig sein? Und wie schnell kann ich Sie dann zurück erwarten?" rief Germaine feurig.

„Sie dürfen mir dafür keinen bestimmten und auch keinen allzu kurzen Termin ansetzen, Mademoiselle, weil ich nicht wissen kann, wenn Herr Necker mich vor sich lassen wird. Seien Sie aber überzeugt, daß ich so schnell eilen werde, wie es mir möglich ist, um Ihre Wünsche zu erfüllen," sagte er mit einem begeisterten Blicke auf die Tochter Necker's.

„So können wir jetzt gehen," bemerkte der Pfarrer.

Als sie auf dem Rückwege waren, sagte er: „Nicht wahr, Fräulein Huber, es ist alles recht anständig und hübsch abgelaufen?"

„Weil Sie dabei waren," erwiederte diese. „Der junge Revierförster gedenkt nun aber noch uns in Saint Ouen aufzuwarten."

„Wobei uns hoffentlich auch kein Schaden geschieht," sagte Germaine spöttisch.

Langsamen Schrittes gingen die Mädchen nun in der Abendkühle den Weg heim, der nie ganz einsam war. Als sie aus dem Fußsteige in die Fahrstraße bogen, kam eine arme Frau des Weges, welche ihr Kind und ein Bündel Holz mühsam fortschleppte.

„Wie könnt Ihr so viel tragen," redete Fräulein Necker sie an. „Da hätte ich doch das kleine Geschöpf zu Hause gelassen, wenn ich Holz einsammeln wollte."

„Dann hätte das Kind sich zu Tode geschrieen,"

erwiederte die Frau. „Wir armen Leute sind am Besten daran, wenn wir allein in der Welt sind, Mademoiselle; denn wir können uns nicht um die kleinen Geschöpfe bekümmern, ohne Gefahr selbst verhungern zu müssen."

„Es ist aber doch auch eine große Freude, so ein kleines Kind, und der Mensch weiß dann doch auch, für wen er arbeitet. — Laßt mich einmal Euer Töchterchen tragen, das wird Eure Last leichter machen."

„Ach! eine feine Dame, wie Sie, Sie können das nicht!" rief die Frau entsetzt, augenscheinlich besorgt, daß das Kind den Händen Germaine's entfallen möchte.

Aber diese hielt es lachend in ihren kräftigen Armen empor, und zeigte, wie leicht ihr die Bürde zu tragen ward.

„Wenn uns nun Jemand begegnete und sähe Dich mit dem schmutzigen Kinde," sagte Fräulein Huber, die Straße entlang blickend.

„So würde ich das Geschöpf in den Graben werfen und mich ihm nach, um meine Schande so zu verbergen," rief Germaine lachend. „Es ist ein vergebliches Bemühen," fügte sie dann hinzu, „meinem Herzen einen Panzer anlegen zu wollen. Es will nun einmal schlagen und es soll auch schlagen! — Lug und Trug und tausend Laster, die den Charakter gefährden, können unbedingt ihren Weg gehen, Niemand hindert sie; wenn aber der Mensch seinem Herzen folgt, wenn er ein warmes Wohlwollen empfindet,

seinem augenblicklichen guten Gefühle Ausdruck leiht, einem Menschen sagt: Ich liebe Dich, Du gefällst mir! Dann schreit man über ihn, als habe er ein Verbrechen begangen. Ist das nicht toll, rein toll!"

„Wie Du es hinstellst, freilich!"

„Als ob ich das anders hinstellte, wie es wirklich ist! — Meinst Du etwa, daß mir Deine Miene heute entgangen, als Du sahst, wie ich mit dem Förster redete, als ob er meines Gleichen wäre? Du wolltest, ich sollte als die Tochter Necker's ein hochmüthiges Wesen annehmen, in ihm nur den dienstfertigen Boten sehen, den man mit einem gnädigen Lächeln und einem Goldstück reich belohne. So stand es in Deinem Cataloge von Schicklichkeiten. In meinem stand es anders. Ein Mensch, dem der Adel der Natur auf die Stirn geschrieben, der ist auch meines Gleichen. Ich bin ja Rousseau's Schülerin, ich habe nicht vergeblich den stolzen Menschen in seinem Kämmerlein besucht, wo er so unabhängig hauste wie ein Fürst der Erde. — Ich habe nicht vergeblich an seinem Contrat social mich satt gelesen, während andere Kinder mit ihren Puppen tändeln. Weil ich nicht aufgewachsen und erzogen bin wie andere Mädchen, so kann ich nicht wie andere Mädchen sein. — Meine gute Frau, habt Ihr Euer Kind selbst genährt?" fragte sie jetzt, durch die Erinnerung an Rousseau zu diesem Uebergang angeregt.

„Gewiß, Mademoiselle; woher hätte ich sonst die Milch nehmen sollen; auch denk' ich damit fortzufahren, bis er über sein Jahr hinaus ist."

„Ein trauriger Grund; aber es geschieht doch," sagte Germaine.

Indem legte sich eine schwere Hand auf ihre Schulter. Sie sah sich um und Marmontel stand hinter ihr.

„Um Gottes Willen, wo kommen Sie her?" rief Fräulein Necker, „und noch dazu wie aus der Erde gewachsen."

„Nicht gar zu weit, um Sie hier auf der Landstraße in eigenthümlicher Beschäftigung zu ertappen. Ich habe nämlich für meine Familie in Saint Brise nach einem Landhaus gespäht, glücklich eine passende Wohnung gefunden, und da die Gelegenheit, nach Paris zurückzukehren, mir abgeschnitten war, so wanderte ich nach Saint Ouen hinüber, Ihre Gastfreundschaft für die Nacht in Anspruch zu nehmen."

„Sie sollen erhalten, was Küche und Keller zu liefern vermögen," rief Germaine freudig; „aber dafür müssen Sie mir auch recht viel von Paris erzählen."

„Wenn Sie zuerst meine Neugierde über dies Kind befriedigt haben werden," erwiederte er lächelnd, das kleine schmutzige Wesen betrachtend, das sie mit großer Sorge emporhielt.

„Nun, wie sonst wäre ich dazu gekommen, als hier auf der Straße, wo mir jene arme Frau, unter einer doppelten Last seufzend, begegnete."

„Das macht Ihrem Herzen Ehre, Germaine," sagte er zutraulich. „Hier aber sind wir an Ihrer Gartenpforte. Wie wird es nun damit?"

Sie zögerte. Sie hätte die Frau gern nach Hause begleitet; aber Marmontel war müde, sie durfte von ihm nicht dies Opfer verlangen.

„Warten Sie hier, liebe Frau!" sagte sie, „ich werde Ihnen gleich Jemand senden, der Ihnen das Kind nach Hause trägt. Ich selbst kann leider nicht weiter mitgehen."

Damit reichte sie ihr das kleine Mädchen hin und drückte ihr verstohlen ein Geldstück in die Hand.

„Ach! Ich kann das Kind jetzt ganz gut allein weiter tragen. Ich danke tausendmal. Die Mutter Gottes sei mit Ihnen;" sagte die Frau, und ging vergnügt ihres Weges.

Marmontel bot ihr nun seinen Arm und vergnügt schritt sie an seiner Seite durch die schattigen Gänge dem Hause zu.

„Womit sind Sie denn jetzt beschäftigt?" fragte er. „Wieder eine dramatische Arbeit im Werke?"

„Ach! nein. Der Doctor Tronchin hat mir das

verboten. Ich darf nur lesen und auch das nur Stunden lang. Doch bin ich ja nun ganz gesund und stark, und hoffentlich wird er sein Verbot zurücknehmen. — Ich habe sehr viel Auszüge aus Montesquieu gemacht, habe les Nations von Voltaire, und meines Rousseau Contrat social wieder und wieder gelesen, und meinen armen Kopf dadurch mit einigen vernünftigen Gedanken über die Staatsöconomie angefüllt. — Aber ach! mein lieber Freund! Es waren doch auch schöne Zeiten, als ich Anna Radcliffe's Romane, die Mysterien des Ugolino und jene schönen Werke las, bei denen man so angenehm schauderte, und wenn es Abends dunkelte, entsetzt in jede Ecke blickte, ob nicht ein Geist, ein Unthier oder irgend eine Schreckgestalt sich zeige, und uns mit Feueraugen dort bedrohe. — Es thut mir manchmal recht leid, daß ich so schön nun nicht mehr träumen darf. — Sir Charles Grandison, Clarissa, das sind schon andere Zeiten; da liebt man nur mit aller Kraft der Seele. Die neue Heloise reiht sich dieser Klasse an; doch suchen wir diese Helden in der Welt und nicht in Einsamkeit und Dämmerstunden, wie die Spukgestalten."

„Wo Sie sie auch bald genug entdecken werden," versetzte Marmontel lachend. „Der Tochter Necker's wird es nicht an Bewerbern fehlen."

„Die meines Vaters Ruhm und sein Vermögen,

nicht aber seine Tochter wollen!" rief sie lebhaft. — „Ich aber will um meiner selbst gesucht sein; ich will geliebt sein und mein ganzes Herz dafür in Austausch geben. Mir ist alles Halbe, alles Kalte, alles Berechnete so durchaus verhaßt! Wie ein elektrischer Funke muß mich die Liebe berühren, und wie mit einem Blitze mich und den Mann, der mir gehören soll, treffen. — Ist es nicht so, mein lieber Marmontel?"

„Wir denken uns gar manches recht schön, meine liebe Mademoiselle Necker, und finden es nachdem in der Wirklichkeit nicht ganz unsern Erwartungen entsprechend. Das schadet aber nicht. Das menschliche Leben besteht aus Illusionen und diese Illusionen sind unser eigentliches Glück. — Denn hören sie auf, so bleibt uns wenig mehr."

Sie traten jetzt in das Haus. Germaine eilte zuerst dem Portier zuzuflüstern, daß wenn der junge Revierjäger komme, so möge er ihn, zu welcher Zeit es auch sei, in ihr Zimmer führen und sie rufen lassen; denn sie habe mit ihm allein zu sprechen. Dann kehrte sie zu Marmontel zurück.

Sie haben alles Mögliche mit mir gesprochen und kein Wort von der großen That meines Vaters gesagt; wie kommt das?" fragte sie ihn.

„Ich wußte nicht, ob man Sie von diesem Conte bleu in Kenntniß gesetzt," sagte er scherzend; „denn es ist ein sehr gefährliches Buch, dessen Verfasser unter einem

dreizehnten oder vierzehnten Ludwig ohne Zweifel gehängt wäre, während man ihn doch in unsern Tagen nur — köpft."

„Sie scherzen!" sagte Germaine erbleichend.

„Ich scherze — bis zu einem gewissen Grade," erwiederte Marmontel; „man wird ihm nicht buchstäblich das Haupt abschlagen, aber figürlich. Die Hofpartei wird ihn stürzen."

„Das wäre möglich?" fragte Germaine kleinlaut.

„Nicht nur möglich, sondern so gut als gewiß."

Nach dieser Antwort erwartete sie um so ungeduldiger die Rückkehr ihres Boten aus der Hauptstadt, der aber freilich vor dem nächsten Abend nicht eintraf.

Zwölftes Capitel.

Der bürgerliche Minister.

Gedankenvoll, das Haupt in die Hand gestützt, saß Necker an seinem Arbeitstische und vergaß den Verlauf der Stunden. Der König hatte sein Gesuch abgeschlagen, ihm, zu dem Amte des Ministers, auch endlich die Stellung eines solchen einzuräumen, und nach dieser Weigerung war ihm nur übrig geblieben, seine Entlassung zu fordern.

Den Genfer Bürger im Ministerrathe zu sehen, wollte dem alten Adel nicht zusagen. Man duldete das Laster, man empörte sich nicht gegen Betrug und den schändlichsten Mißbrauch der Staatskasse; aber wohl fühlte man sich auf das Höchste beleidigt durch die Nähe eines Mannes, der keinen Gehalt annahm, keine Günstlinge hatte, keiner Bestechlichkeit zugänglich war, der die personificirte Rechtlichkeit darstellte, und nur den einen Makel besaß,

daß er keinen in Frankreichs Geschichte verzeichneten Namen trug.

Necker empfand tief die bittere Ungerechtigkeit dieses Verfahrens und den Undank des Königs. — Er hatte Feinde am Hofe, denen seine Sparsamkeit zuwider war; Marie Antoinette liebte den Minister nicht, der nur von Einschränkungen redete und der Graf von Artois haßte ihn, seit er sich geweigert seine Schulden ferner zu bezahlen. Man war in Frankreich seit so lange nur an eine unerhörte Verschwendung am Hofe gewöhnt, daß man es nicht begreifen konnte, den Schatz nicht, wie sonst, gefüllt zu sehen, da man doch bei weitem nicht die Summen daraus zog, welche die vorigen Könige gefordert. — Es war eine unangenehme Neuigkeit, zu hören: daß der Staat an einem Abgrunde stehe, und nach allen Seiten hin seinen Verbindlichkeiten nicht mehr nachzukommen im Stande sei; und man haßte den Mann, der die Lustbarkeiten durch solche trübe Bilder der Zukunft störte.

Necker hatte des Ruhmes genießen wollen, sein neu erworbenes Vaterland aus dieser Bedrängniß zu retten, und sich darum mit ganzen Kräften dieser großen Aufgabe gewidmet. Auf halbem Wege sollte er jetzt stehen bleiben, sollte in einem Momente davon scheiden, wo er durch die Veröffentlichung seines Compte rendu einen so großen Schritt auf dieser Bahn vorwärts gethan.

Er bereute nun, daß er es dahin kommen lassen, seinen Abschied fordern zu müssen. Warum auch nach der äußern Ehre einer Stellung geizen, die er in Wirklichkeit doch bekleidete; warum dem kleinen Stolze nachgeben, der sich gegen solche Zurücksetzung empörte, die er eigentlich doch verachten konnte?

Eine Fliege summte einsam durch das Gemach. Sie umkreiste das Haupt des unbeweglich Dasitzenden, und ließ sich endlich auf dessen Hand nieder. Er fühlte ihren Stich und fuhr empor.

Die Schatten des Abends hatten sich gesenkt, golden spielten der Sonne letzte Strahlen an den Fenstern der hohen Häuser gegenüber, und in dem Gemache herrschte bereits ein halbes Dämmerlicht. Er sprang auf. Unruhig wanderte er einige Male auf und ab. Da vernahm sein Ohr das leise Rauschen eines Gewandes und durch die nur angelehnte Thüre trat seine Gattin ein.

Mit ihren klaren blauen Augen sah sie ihn forschend an, und als sie die Wolke auf seiner Stirne bemerkte, trat sie ihm näher, legte ihre rechte Hand auf seine Schulter, während sie mit der linken sein Gesicht zu glätten suchte und sprach: „So gedankenvoll, mein lieber Necker?"

Statt aller Antwort legte er, wie müde, sein Haupt auf die Gefährtin seiner Freuden und Leiden, und drückte ihre weiße, zarte Hand warm an seine Lippen.

„Es sind mehrere Bekannte im Salon. Willst Du sie nicht begrüßen?“ fragte sie ihn sanft.

„Ich kann heute Niemand sehen,“ erwiederte er mit vor Bewegung zitternder Stimme. — „Kehre zu ihnen zurück und entschuldige mich. Mir ist nicht wohl!“

„Auch körperlich nicht wohl?“

„Auch körperlich; der Geist läßt die Materie nicht unberührt, sie muß es büßen, wenn er leidet.“

„Und mir willst Du verbergen was Dich drückt?“ fragte sie, halb gekränkt und halb verwundert.

„Es wäre wohl das erste Mal, wo Du nicht theiltest, was mich trifft, mein treues Weib. Ich suchte Aufschub nur für Dich; allein, es läßt sich länger doch nicht Dir verbergen, so mag es denn auch ausgesprochen sein. — Ich bin — entlassen!“

Ein leiser Schrei entfuhr seiner Gattin nach diesem Worte, und Necker, wie von dessen Klange überwältigt, sank in einen Stuhl und bedeckte sein Gesicht mit den Händen.

Er weinte.

Unerschütterlich, gleich einem Felsen, hatte er bis jetzt in allen Lagen des Lebens seiner Gattin gegenüber gestanden, seine tiefe Bewegung verursachte ihr daher einen überwältigenden Eindruck. Selbst in Thränen ausbrechend, kniete sie vor seinem Sessel hin, zog behutsam die Hände

von seinem Gesichte, drückte sie leise an ihre Lippen und begrub endlich ihr Angesicht darin. Sprachlos verharrte sie in dieser Stellung, um ihm Zeit zu lassen, seines Schmerzes Herr zu werden; dann, als sie glaubte, daß er sich genugsam beruhigt, um durch Worte seine Brust erleichtern zu können, bat sie ihn, ihr mitzutheilen, aus welchem Grunde der König ihn entlassen.

„Auf mein Gesuch!" erwiederte er und mit dieser Antwort entlud sich ein Stein von ihrer Brust. Ein geforderter Abschied ist eine andere Sache als ein freiwillig ertheilter; der Stolz ihres Gatten konnte bei einem Acte, den er selbst hervorgerufen, nicht in dem Maße leiden, wie es der Fall gewesen sein mußte, wenn er den ersten Schritt nicht selbst gethan. — Es war also nur die Reue, welche jetzt an ihm nagte und sein Herz mit dem bittern Vorwurfe quälte, daß er das Wohl Frankreichs seinem gekränkten Stolze geopfert.

„Wir gehen morgen nach Saint Ouen zu unserm Kinde," sagte Necker, sowie er sich mehr gefaßt. „Dort, in der Einsamkeit, werde ich die Ruhe meines Gemüthes wieder zu gewinnen suchen. — Alle Gesellschaft, jede Erinnerung an meine verlorene Stellung ist mir jetzt eine Pein, Du wirst mir daher einen Gefallen thun, wenn Du so wenig Gäste, wie möglich, zu Dir bittest."

„Mir ist nichts lieber, als mit Dir und für Dich zu

leben," erwiederte seine Gattin zärtlich. „Doch, mein theurer Necker, ist die Sache ja noch gar nicht abgemacht, wie mich bedünken will. Du hast die Bitte um Deine Entlassung dem Könige übersandt; doch seine Antwort blieb bis jetzt noch aus."

„Sie kann nur lauten, wie ich es erwarte. — Wollte er sie mir abschlagen, so müßte er zugleich mein vorher eingereichtes Gesuch mir zugestehen und das darf er jetzt nicht thun. — Ich bitte Dich daher, alles auf unsere Abreise vorzubereiten."

„Vor Allem will ich unsere Gäste ersuchen, Dich und mich für heute zu entschuldigen. Ich fühle mich jetzt gleichfalls nicht aufgelegt zu müßigem Geplauder und um so weniger, wenn ich Dich hier allein und traurig weiß."

Sie entfernte sich, um die nöthigen Befehle zu ertheilen und kehrte dann zu ihrem Gatten zurück.

„Wenn es Dir lieb ist, so fahren wir noch heute auf das Land," sagte sie, nachdem sie ihm einige Minuten schweigend gegenüber gesessen.

„Warum?" fragte er und wandte rasch den Kopf nach ihr um, sie mit seinen kleinen, durchdringenden Augen scharf messend.

Sie schob den silbernen Armleuchter, den der Diener eben gebracht, bei Seite, und sich zu ihrem Gatten über den Tisch neigend, sagte sie gelassen:

„Der Abend ist so schön; ich möchte ihn mit Dir im Freien genießen. Der Wagen ist bestellt; alles ist bereit, Du brauchst nur einzusteigen. Komm!"

Sie stand auf. — Sein Auge folgte ihr noch immer, sie senkte davor das ihrige, um seinem Blicke zu entgehen.

„Du hast die Antwort des Königs!" sagte er endlich rasch, als würde es ihm schwer die Worte auszusprechen.

Sie hielt ihm mit abgewandtem Gesichte ein Schreiben hin. Er ergriff es, riß das Siegel auf, durchflog es und rief: „Ich bin bereit. Laß uns aufbrechen," und folgte ihr hastigen Schrittes zum Wagen.

Germaine Necker hatte keine Ahnung von dieser plötzlichen Ankunft ihrer Eltern. Der junge Revierförster hatte ihr berichtet, daß ganz Paris den Namen ihres Vaters preise, daß der Aermste wie der Reichste den Compte rendu mit Begeisterung lese, daß selbst die Damen am Hofe der Königin dies Buch auf ihrem Toilettentische studirten, und Jeder nur von der Einnahme und der Ausgabe des Staates rede. Sie jubelte daher immer nur auf's Neue über seinen Erfolg, und konnte nicht genug Berichte darüber hören. Täglich mußte seitdem der junge Mann in die Stadt eilen und ihr Nachrichten holen. Alle erscheinenden Flugschriften, alle Tagesblätter ließ sie für sich kaufen, jedes Wort, das ihren Vater betraf, war ihr von Wichtigkeit.

Ihr Zimmer war ganz bedeckt mit diesen Papieren,

die Niemand berühren durfte und da sie selbst kein Vergnügen an Ordnung fand, so blieb bald kein Raum mehr sich darin zu bewegen. — Fräulein Huber lachte über dies Chaos, das ihrem Geschmacke so wenig entsprach; doch blieb Germaine gleichgültig gegen solche Scherze und änderte nichts.

Es konnte aber auch nicht ermangeln, daß diese vielen Blätter dann und wann etwas enthielten, das gegen ihren Vater gerichtet war, und der Zorn, welchen sie darüber empfand, war unbeschreiblich. — Man nannte ihn den Genfer Charlatan, verglich ihn mit Mesmer, spottete über seine Anmaßung, die Finanzen Frankreichs ordnen zu wollen und entwarf Carricaturen von ihm, welche ihn in allen möglichen lächerlichen Situationen darstellten. — Er hatte leider die Unvorsichtigkeit begangen, in dem Rechenschaftsberichte von den großen Verdiensten seiner Frau zu reden, und ihre Tugenden auf eine Weise zu loben, welche ein Lächeln hervorrief. — Diese Blöße beuteten seine Gegner nun auf jede Weise zu ihrem Vortheile aus. — Der junge Revierjäger hatte Anfangs gezögert, für Fräulein Necker auch solche Lectüre einzukaufen, als sie aber selbst durch verschiedene Anspielungen hier und da eine Ahnung von deren Existenz bekam, drang sie darauf, auch in diesem Bezug genau von Allem unterrichtet zu sein.

Sie hatte eben wieder eine neue Sendung in Empfang

genommen, worunter ein Bild: „Der Held des Deficit" benannt, ihren Vater darstellte, wie er die Thüre des Ministeriums öffnen wollte, der Graf von Artois ihm aber den Weg vertritt, mit den Worten: kein conte bleu mehr. — Sie riß dies Blatt in tausend Stücke, trat es unter die Füße, und warf die Fetzen schließlich zum Fenster hinaus. Als hiermit ihr Zorn immer noch nicht gekühlt war, setzte sie sich auf die Erde und brach in lautes Weinen aus. — Fräulein Huber hörte ihr Schluchzen und eilte herbei, um sie zu trösten. Aber vergeblich versuchte sie ihren Zuspruch!

Ungerechtigkeit wird der Jugend am schwersten zu ertragen und die ganze Natur des jungen Mädchens empörte sich gegen diese ihrem Vater so unverdient zubereitete Schmach. — Sie konnte den Gedanken nicht ertragen, daß man ihm auf diese Weise Gutes mit Bösem vergelte und da sie es noch nicht gelernt hatte, einen Schmerz in sich zu verschließen, so tobte sie ihn körperlich aus.

Erschöpft von dieser großen Gemüthsbewegung war sie endlich in einen Schlummer verfallen, den ihre Freundin Sorge trug nicht zu unterbrechen; als das Rollen eines Wagens, der Lärm von Stimmen, das Auf- und Zumachen der Thüren, sie erweckte. Sie horchte einen Augenblick aufmerksam; dann sprang sie auf und eilte hinunter.

Als sie über den Flur ging, kam Marmontel eben athemlos an.

„Ihr armer Vater!“ rief er, ihr die Hand reichend, entgegen. „Kommen Sie! Wir müssen ihn zu trösten suchen. Er verdient das nicht um Frankreich!“

„Es ist ein gräulicher Undank!“ rief sie aus, nur an ihre Carricaturen denkend. „Meine Mutter hat mich von Jugend auf gelehrt, den Undank als das schlimmste Laster zu betrachten und was ich bis dahin der Theorie nach verabscheut, soll ich nun in Wahrheit als eine Scheußlichkeit erkennen lernen. Ach! Marmontel, Sie wissen gar nicht was ich leide!“

„Stille, stille! Wir dürfen das nicht merken lassen. — Machen Sie jetzt ein hübsch freundliches Gesicht und begrüßen Ihren Vater, als ob nichts vorgefallen wäre.“

Sie traten in den Salon.

Bewegt schloß Necker sein geliebtes Kind in die Arme. Es war ihm zu Muthe, als müsse er in ihrer Liebe jetzt doppelten Ersatz suchen für das ihm widerfahrene Leid und lange hielt er sie schweigend an seine Brust gedrückt. — Dann erst begrüßte er den Freund, der, durch einen Zufall von dem Vorgefallenen unterrichtet, hergeeilt war, um ihm seine Theilnahme zu bezeugen.

Gleich darauf erschien auch der Bruder Necker's.* Er hatte ihn in seiner Wohnung in der Stadt besuchen

---

* Saint Beuve — in seinen Causeries.

wollen, und als ihm diese plötzliche Abreise gemeldet ward, war er, nichts Gutes ahnend, ihm hierher nachgefolgt.

Einsilbig saß der kleine Kreis jetzt beisammen. Niemand wollte das Gespräch mit dem beginnen, was Jedem auf dem Herzen lag und doch auch wieder ängstigte Alle dieses Schweigen.

Marmontel zog endlich Germaine in ein Gespräch, da diese, der die volle Wahrheit noch vorenthalten blieb, am meisten aufgelegt schien, ihre Gedanken einem andern Gegenstande zuzuwenden.

„Wissen Sie schon, meine kleine Freundin, daß unser armer Raynal für seine neue Auflage der Geschichte Indiens aus Paris verbannt wird?“ fragte er sie.

„In der That!“ rief sie verwundert. „Ich habe wohl allerlei Andeutungen gelesen, daß man sein Buch verbieten könnte; aber nirgends gefunden, daß man des Verfassers persönliche Freiheit bedrohe.“

„Das thut man auch nicht. Er entfernt sich in der Stille, bis der Sturm vorüber ist; sein Buch aber wird morgen öffentlich von Henkershand auf den Stufen des erzbischöflichen Palastes verbrannt werden.“

„Das klingt ja schauerlich!“ rief das Mädchen aus, während ihre lebhafte Phantasie ihr diese Handlung ausmalte. „Ich möchte es wohl sehen!“

„Wünschen Sie das nicht, es würde Ihnen wenig

Vergnügen gewähren. Solche Vorgänge erinnern an die Zeiten der Inquisition und sind eines aufgeklärten Zeitalters unwürdig."

„Wie kann der König das nur gestatten?" fragte Germaine verwundert. „Die Geschichte wird einst eine solche That mit schwarzem Griffel verzeichnen und an seiner Stelle würde ich mich fürchten, meinen Ruhm dadurch verdunkelt zu sehen."

„Ludwig XVI. denkt aber nicht an seinen Nachruhm, denn er ist ein König."

„Er weiß aber doch recht gut, daß die Geschichte auch darin Unterschiede macht?" rief Germaine lebhaft. „Sind die Völker auch nicht immer muthig genug, die Thaten ihrer Fürsten vor ihr eigenes Gericht zu fordern, so ist die Nachwelt dafür eine desto strengere Richterin, und was sie waren und nicht waren, folgte ihrem Namen nach durch alle Ewigkeiten."

„Unser König ist ein moralisch guter Mensch, doch kann er nie ein großer Herrscher werden. — Er liest freilich viel Geschichte, besonders die Englands, aber ohne den geringsten Nutzen für sich selbst daraus zu ziehen. Viel Schuld trägt daran auch wohl seine Umgebung. Es ist ein großes Unglück für die Könige, daß ihr nächster Umgang stets ihre Parasiten sind. Ein Hof kann ohne diese nicht bestehen; denn wer sonst wollte die Livree der Fürsten

tragen und ihrer Winke Diener sein? — Wer irgend ein Talent besitzt und es verwerthen kann, wird frei mit seinem Pfunde wuchern wollen, und nicht den Rock anziehen, der ihn dem Dienste eines Andern verkauft. Die Parasiten aber, weil sie aus altadeligem Geschlechte sind, können nicht arbeiten, sie sind geborne Königsdiener, sie dienen ihm, weil er sie wiederum erhält. Eins hebt das Andere auf."

„Warum bleibt der Adel nicht lieber auf seinen Gütern!" rief Germaine lebhaft. „Oder zieht in den Krieg, wie die Condé, Montmorency und so viele jetzt gethan, seit Lafayette ihnen den Weg in diese neue Welt geöffnet."

„Ja, wenn sie Güter hätten! meine Theure! Ursprünglich waren es Vasallen des Reiches, welche den Thron mit ihren Kräften stützten. Seitdem hat sich dies Verhältniß gar sehr geändert. Wir zählen augenblicklich vielleicht 80,000 adelige Familien in Frankreich, eine Zahl, welche durch die 11,000 Aemter, welche in den Adelstand erheben, so herangewachsen ist. Außerdem verliehen unsere Könige fast täglich Adelsdiplome, und während des Erbfolgekrieges kaufte man den Adel für 2000 Thaler. Unter dieser ganzen Zahl befinden sich nur ungefähr tausend Familien, deren Namen das Alter der Monarchie tragen, und unserm Ohr durch die Erinnerung großer Thaten vertraut geworden sind. Diese großen Namen ließen aber nicht immer die großen Eigenschaften der Voreltern mit vererben, und ihr

Vermögen verschwand in den Händen leichtfertiger Urenkel, bis heute für diese nur zwei Mittel bleiben, um dem Hunger zu entgehen; entweder am Hofe als Parasit zu dienen, oder die Tochter eines reichen Plebejers heimzuführen. Das Eine wie das Andere ereignet sich noch täglich."

„Ich denke doch, daß die Schriften Rousseau's und Voltaire's und dieser Freiheitskrieg dazu beitragen werden, dem Adel der Gesinnung mehr Geltung zu gewähren, so daß jener der Geburt ihm nachstehen muß," rief Fräulein Necker.

„Ich zweifle daran," erwiederte Marmontel. „Es ist bequem, etwas zu sein, ohne das geringste eigene Verdienst."

„Und unbequem, große Verdienste darum nicht anerkannt zu sehen, weil man Necker und nicht Condé getauft ist."

„Da haben Sie vollkommen recht," sagte er lachend.

„Ein solches Kämpfen gegen thörichte Vorurtheile ist ermüdend. Könnte ich noch einmal geboren werden und hätte die Wahl, so möchte ich am liebsten gleich als ein Bourbon die Welt betreten. Was ich weiter noch sein wollte, stände ja in meinem Belieben."

„Ja freilich, wenn Sie auch Ihre Talente dabei hätten. Aber die Vorsehung weiß schon was sie thut, sie giebt dem Einen dies, dem Andern das, und Ihnen hat sie ohnehin schon viel zu viel gegeben."

„Und doch noch lange nicht genug. Ein Jeder fühlt am besten selbst, was er zu seinem Glücke bedarf."

„Wenn man weiß, was man will, so kann man es auch erringen."

„Wenn es Güter sind, die die Welt zu verleihen hat, ja! aber, wenn wir geliebt sein möchten, wo wir lieben, nein! Das ist Schicksalssache."

„Ueber diesen Punkt verstehe ich nun vielleicht weniger wie Sie," sagte Marmontel lachend.

„Doch hätten Sie schon viel verstehen können, wenn Ihnen der gute Wille zu lernen nicht mangelte."

Indem trat der Diener ein und meldete Fräulein Necker:

„Der Revierjäger sei in ihrem Zimmer."

Das Mädchen wurde roth bis auf die Stirne bei dieser Nachricht und warf einen scheuen Blick zu ihrem Vater hinüber. Dieser hatte, das Haupt in die Hand gestützt, in scheinbarer Apathie dagesessen und dem Gespräche nicht zugehört; jetzt aber richtete er sich auf und den Blick fragend auf seine Tochter richtend, sagte er:

„Was ist das für ein Revierjäger, der um diese Stunde in dem Zimmer meiner Tochter ist?"

Germaine war außer Fassung. — Sie wurde roth und bleich und suchte nach Athem.

Endlich faßte sie sich so weit, um die Worte stammeln zu können:

„Es ist mein Bote. Ich sende ihn oftmals in die Stadt, um mir Zeitungen und Bücher zu holen.“

„Die Du nicht von Deinem Vater auch bekommen könntest?“

„Vielleicht würdest Du sie mir nicht gern senden; wenigstens hast Du es nie gethan.“

„Weil Du mich nie darum gebeten und ich Dein Interesse nicht an Dingen voraussetzen kann, bevor Du mir es aussprichst. Welche Art von Blättern hat er Dir denn herzutragen müssen?“

„Du findest sie alle in meinem Zimmer,“ sagte Germaine mit leiser Stimme.

„Und Deinen Boten ja auch. So komm', mein Kind, damit wir Beide zugleich vernehmen,“ sagte er aufstehend, und seiner Tochter Hand ergreifend, und sie aus dem Zimmer führend. Die Zurückbleibenden sahen ihnen schweigend nach.

Langsam stiegen Vater und Tochter die Treppe hinauf.

Auf dem Gange war es dunkel, da man die Rückkehr der Familie nicht erwartet hatte, so war für größere Erleuchtung nicht gesorgt. In dem Zimmer von Fräulein Necker brannten jedoch zwei Wachskerzen, und beim Scheine

derselben erkannte Herr Necker sogleich den Boten des anonymen Schreibens.

„Ah!“ rief er leise, „meine Ahnung! — Haben Sie noch nicht für mich erforscht, junger Mann, wer der Verfasser jenes Schreibens ist?“ redete er ihn an.

„Noch nicht, Monsieur!“ erwiederte dieser, sich verlegen verbeugend.

„Und welche Nachricht bringen Sie meiner Tochter heute aus Paris?“ fragte er weiter.

„Eine sehr schmerzliche, die ich jetzt nicht auszurichten brauche, da Monsieur selbst hier sind,“ erwiederte er mit großer Ehrfurcht.

„So hatte sich das Gerücht von meiner Entlassung schon verbreitet?“ fragte er überrascht, und nicht ahnend, daß Germaine noch nichts davon erfahren.

„Entlassung!“ rief diese mit einem gellenden Schrei und stürzte leblos zu Boden.

Eine dumpfe Stille herrschte am folgenden Morgen in den Straßen von Paris. Es war Sonntag, aber Niemand dachte heute an ein Vergnügen.

Von Mund zu Mund lief die Schreckensnachricht, Necker sei entlassen. Auf den Promenaden, in den Kaffeehäusern, wohin man auch blickte, sah man nur traurige Gesichter. Selbst kein Scherz, kein Witzwort, wofür der Pariser sonst immer zugänglich ist, wollte heute die Menge

erheitern. Jeder glaubte, er habe mit Necker einen Beschützer verloren, und sah sich und zugleich Frankreich von Hunger und Elend bedroht.

So weit das Auge reichte war der Weg nach Saint Ouen von Wagen bedeckt.

Der Erzbischof von Paris, gefolgt von den Herzögen von Orleans und von Chartres, nebst allen namhaften Personen des Landes, eilten hinaus, um Necker zu sagen, daß man dieser Handlung des Königs nicht beistimme.

Bleich, jedoch gefaßt, nahm Necker diese Beileidsbezeugungen entgegen. Die Selbstliebe leidet stets ein wenig, wenn sie die Sprache des Mitleids den Ton der Theilnahme annehmen hört.

Germaine war nicht gegenwärtig. Sie stand mit Fräulein Huber auf dem Dache des Hauses und sah von hier dem Strome der Kommenden und Gehenden zu. — Ihre Augen waren noch geschwollen von vergossenen Thränen, um ihren Mund zuckte noch das Weh, das ihr Herz getroffen, doch that ihr die Theilnahme wohl, welche man ihrem Vater bewies.

Dreizehntes Capitel.

Die Gouvernante Louis Philipp's.

Madame de Genlis saß in einem elegant eingerichteten Boudoir und phantasirte auf ihrer Harfe. Durch das halb geöffnete Fenster drangen die Düfte der unten blühenden Hiacinthen und Levkojen zu ihr empor, getragen von leise säuselnden Zephyren, welche mit den Blättern der Bäume spielten und die Wärme des Tages milderten.

Erschöpft lehnte sie sich einen Augenblick in den bequemen Lehnsessel zurück, und ließ das Instrument in ihren Armen ruhen. — Gedankenvoll und träumend irrte ihr Auge umher und haftete endlich auf dem großen Wandgemälde ihr gegenüber, das ihre Tante, Frau von Montesson, vorstellte, welcher es gelungen war, sich zur Gattin des Herzogs von Orleans emporzuschwingen und ihre Nichte zur Erzieherin seiner Enkel ernennen zu lassen.

„Was hilft es ihr," sagte sie leise zu sich selbst, indem sie diese Verhältnisse erwog, welche für sie so manches Peinliche hatten. „Die Bourbons wollen sie nicht anerkennen, sie muß die Demüthigung erfahren, nirgends als seine rechtmäßige Gattin auftreten zu dürfen, sie darf ihm nicht zur Seite stehen; was hilft es ihr, daß sie vor Gott seine rechtmäßige Gemahlin ist, wenn die Menschen sie behandeln, als wäre sie es nicht; was hilft eine Ehre, die Niemand sieht, Niemand achtet, Niemand gelten läßt. Was hilft eine Ehre vor Gott, wenn die Welt sie uns versagt."

Ein Seufzer entstieg ihrer Brust, während sie diesen Gedanken Raum gab.

Frau von Genlis war noch immer eine sehr hübsche Frau zu nennen, sie zeichnete sich durch Geist und Anmuth aus und besaß eine Grazie, welche jeder ihrer Bewegungen Reiz verlieh; doch konnte sie durch diese Vorzüge allein nicht die Stellung in der Welt erringen, welche ihre Eitelkeit begehrte. Sie hatte kein Vermögen, ihr Gatte verschwendete mehr als er einnahm, und um sich vor Mangel zu sichern, hatte sie einen Beruf ergriffen, der ihr manche Entbehrungen auferlegte. Sie war als Schriftstellerin mit Erfolg aufgetreten. In der Hauptstadt zu leben, ein Haus zu machen, die größten Männer des Zeitalters bei sich zu empfangen, würde ihr eine Genugthuung gewesen

sein; statt dessen durfte ihre Eitelkeit keinen höhern Triumph feiern, als sich den Titel eines Gouverneur anzueignen, wodurch sie in den Augen Vieler lächerlich ward.

Ein eiserner Fleiß und die sorgfältigste Eintheilung ihrer Zeit, setzten Frau von Genlis in den Stand, auch in ihrer jetzigen Stellung der Bildung ihres Geistes zu leben, und außer dem fortgesetzten Studium der Harfe, die sie reizend spielte, noch manche poetische Arbeiten zu vollenden, welche ihren Namen in weiteste Ferne trugen.

Gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts gab es weniger Schriftstellerinnen, als bedeutende Frauen, deren Stellung in der Gesellschaft, im Hause, im Verkehr mit ausgezeichneten Männern, ihnen einen Einfluß gewann, welcher ihr Urtheil häufig als maßgebend für die öffentliche Meinung erscheinen ließ. Es bedurfte für sie nicht des geschriebenen Wortes, um die Anerkennung zu finden, nach der sie strebten; denn der Salon ersetzte ihnen das Hervortreten in die Oeffentlichkeit, er war die Arena, wo sie durch ihren Geist glänzen, und sich einen Einfluß zu erobern vermochten, welcher sogar politisch bedeutend war.

Damals sonderten sich die Herren nie von den Damen, die Unterhaltung in den Gesellschaften war eine allgemeine, die Interessen für beide Geschlechter gleich. Man übte sich ganz besonders in der Gabe des Ausdrucks, die Männer, um die Damen angenehm zu unterhalten, und

die Frauen wiederum, um ihren Worten einen besondern Reiz zu verleihen. Man machte gemeinschaftlich Verse, gab sich Endreime auf und besonders gern zeichnete man Portraits mit Worten und ließ die Gesellschaft die Person errathen.

Später, als die politischen Angelegenheiten alle übrigen Interessen in den Hintergrund drängten, wurde es damit anders, ernsthafte Debatten schienen dann nicht länger für Damenohren geeignet, und der Salon war nicht der passende Ort, um dem Haß der Parteien freien Lauf zu gewähren. Mit dieser Veränderung nahmen auch die Sitten, ja sogar die Trachten, eine andere Form an, und die Verfeinerung schwand.

Es war Ludwig XVI., welcher den ersten Club, nach englischem Vorbilde, gründete, und Zeitungen und Broschüren zur allgemeinen Benutzung ankaufen hieß. Wie wenig ahnte es ihm damals, daß solch ein Club, solch eine Gesellschaft von Männern in einem Locale vereint, wenige Jahre später unter dem berüchtigten Namen der Jacobiner gegen ihn auftreten und ihm sein Leben absprechen sollte.

So führen die kleinen Dinge gar oft zu den größten Folgen, und wir ermessen nicht des geringsten Umstandes ungeheure Tragweite. Frankreich that damals mächtige Schritte in der Entwicklung geistiger Cultur, und Europa sah ihm mit Staunen und Bewunderung zu. Friedrich

der Große verschrieb sich die Zierden seines Hofes von Paris, und Katharine von Rußland wurde die großmüthige Beschützerin französischer Gelehrten. — Fast jeder Fürst rechnete es sich zur Ehre, einem Dichter oder einem Manne der Wissenschaft seine Protection angedeihen zu lassen, und so gefeiert und hervorgehoben, erkannten die Träger der Intelligenz es für eine Gnade des Himmels, sie mit dem unvergänglichem Schatze geistiger Befähigung in die Welt gesandt zu haben.

Die Frauen, stets der Nachsommer männlicher Bedeutung, bewunderten, was Jene leisteten, und bestrebten sich, diese Bewunderung auszudrücken. Dies Bestreben verlieh ihnen einen neuen Reiz, man fand sie um so liebenswürdiger, je mehr Theilnahme sie dem widmeten, was die Männer beschäftigte, und das ihnen ertheilte Lob stellte sie zufrieden. Beide Theile hatten daher, über ihre Stellung zu einander und zu der Welt, keine Klage zu führen. — Das Wort Emanzipation wurde nirgends gehört. Jede Dame, deren Vermögen es gestattete ein Haus auszumachen, versammelte einen Kreis ausgezeichneter Männer um sich und protegirte diesen oder jenen Dichter, den sie als besondern Freund zu ehren wünschte. Gewöhnlich wies sie ihm sogar eine Wohnung in ihrem Hotel an und häufig fand es sich, daß Damen darum stritten, welche von ihnen so glücklich sein sollte, ihre Zimmer hergeben zu

dürfen. Nur Rousseau entzog sich den Beweisen solcher Freundschaft, nur bei ihm scheiterte jedes Bemühen, ihn der materiellen Sorgen zu entheben, welche dem Leben eines Dichters eine so harte Zugabe sind.

Die Gesellschaft gestattete den Damen völlige Freiheit das Talent zu bewundern und ihm Lorbeern zu winden, doch weniger gern sah man es, wenn diese schönen Hände selbst nach solchen Kronen griffen. Für sie sollte es nur den einen Ruhm geben: zu lieben und sich Liebe zu gewinnen. — Nur die Rose durfte für sie blühen, und nur diese Blüthen durften sie sich pflücken.

Die Ehe war eine Sache der Convenienz, ein Familienvertrag, sie gab der Frau eine bürgerliche Stellung, sie gehörte zu den Verpflichtungen, welche der Mensch mit seinem Dasein auf sich nimmt. Die Neigung durfte bei ihrem Abschluß keine Stimme führen, das hätte zu einem Umstoßen der bürgerlichen Ordnung leiten können. Eltern oder Verwandte trafen die Wahl, und fanden die Betheiligten Gefallen an einander, so blieb das ein glücklicher Zufall.

Frau von Genlis hatte eine solche Ehe geschlossen und sich daher, ohne großen Kummer, in Verhältnisse gefügt, welche sie von ihrem Gatten trennten.

Sie bewohnte mit ihren Zöglingen das Schloß Belle Chasse, wo eine fürstliche Einrichtung für sie getroffen war

und jede Annehmlichkeit des Luxus und des Reichthums ihr gewährt wurde; demungeachtet fühlte sie das Opfer, welches das Gebundene ihrer Lage ihr abnöthigte, und seufzte nach dem bunten Leben der Hauptstadt. Wer sie in ihrer Einsamkeit aufsuchte und mit Neuigkeiten aus der Residenz unterhielt, war ihr daher doppelt willkommen.

Ein Kammerdiener, gekleidet nach der Mode damaliger Zeit, mit frisirtem Haupte und weiten Spitzenmanschetten, trat jetzt in das Zimmer und meldete, daß eine Equipage in der langen Pappelallee, die zum Schlosse führte, sichtbar sei.

Sie erhob sich, trat vor einen Pfeilerspiegel hin und ließ einen forschenden Blick auf ihre schlanke, zart geformte Gestalt fallen. Dann stellte sie ihre Harfe bei Seite und schickte sich an, ihren Gästen bis in das Vorzimmer entgegen zu gehen.

Durch die weit geöffneten Thüren der Halle, um den Reifröcken und den auf der hohen Frisur befestigten Hüten Raum zu gestatten, trat mit gemessenen Schritten Madame Necker, gefolgt von ihrer Tochter, ein, und ließ sich in aller Form von ihrer Wirthin umarmen. — Germaine folgte dem Beispiele ihrer Mutter. Dann leitete Madame de Genlis den Weg in das Boudoir zurück nnd alle drei nahmen Platz.

„Wie liebenswürdig von Ihnen, daß Sie mich hier

aufsuchen," rief die Dame vom Hause sehr verbindlich. „Ich hätte gewünscht, Ihnen in dieser Aufmerksamkeit voran zu gehen; aber die Pflichten meiner Stellung gestatten es mir leider nicht. — Wie lange haben wir uns nicht gesehen! Fräulein Necker ist indessen herangewachsen und so groß und stark geworden, daß ich sie kaum wiedererkannt hätte. Die Landluft ist ihr bekommen. Und jetzt wohnen Sie ganz in Saint Ouen, wie mir der Herzog mittheilte. Sie haben den Freuden der Hauptstadt entsagt?"

„Oder vielmehr, ich habe sie nie gekannt," fiel Madame Necker lächelnd ein. „Ein angenehmer, häuslicher Kreis war stets das Höchste meiner Wünsche, und als diese überboten und theilweise vernichtet wurden, indem ich empfangen und repräsentiren mußte, fügte ich mich diesem Wechsel mehr als einer Pflicht, denn als einer Gunst des Schicksals."

„Gottlob also, daß es Ihnen diese Last wieder abnahm," bemerkte Madame de Genlis etwas boshaft.

„Wenn es auf mein persönliches Interesse ankäme, gewiß Gottlob!" versetzte Madame Necker mit ihrer gewöhnlichen, eisigen Ruhe; „hier aber ist von Frankreich die Rede, von dem Wohl und Wehe der französischen Nation, da muß der Eigennutz schweigen."

„Daß Sie, als Fremde, einen so warmen Antheil an uns nehmen, müssen wir sehr erkennen," sagte Frau de

Genlis höflich, während ein Lächeln ihren Mund umzog, das wie Spott aussah. „Sie wissen aber, wie eitel die Menschen sind, und so bilden sich Viele ein, den Staat ganz gut verwalten zu können, ja, sie behaupten sogar, daß nur ein Franzose dazu im Stande sei, und noch dazu ein Franzose aus altem Geschlechte. Die Liebe zum Vaterlande und zur Krone muß schon von Vater auf Sohn vererbt und mit den eigenen Interessen verwachsen sein, um seinem Lande genügend dienen zu können. Die Indiscretion, den Zustand unserer Finanzen zu veröffentlichen, konnte nur ein Fremder begehen, so wenigstens spricht man am Hofe der Bourbons, daß der Herzog von Orleans eine andere Gesinnung hegt, hat er Ihnen gewiß schon häufig ausgedrückt, und auch kürzlich noch bewiesen."

„Ist es möglich!" rief Germaine lebhaft erregt. „Ist es möglich, daß ein Mensch auf dieser Erde die große That meines Vaters eine Indiscretion nennen kann?"

„Sie müssen meiner Tochter verzeihen," fiel Madame Necker ein, „wenn sie ein Wort des Tadels, gegen Herrn Necker gerichtet, zu empfindlich aufnimmt."

„Ich verzeihe das nicht nur, ich billige es sogar," erwiederte Frau von Genlis. „Mademoiselle Necker ist noch sehr jung, sie tritt erst in das Leben ein und kennt noch nicht die Menschen. Sie hat bis jetzt alle Dinge nur von einer Seite gesehen, und nicht bedacht, daß die andere

noch für sie zu betrachten bleibt. Das ist ein glückliches Vorrecht der Jugend. Die warme Hingabe an die Gegenwart, an Freunde, an große Ideen, geht mit ihrem Schwinden verloren und unsere Seufzer bringen nichts zurück. Ich gratulire Ihnen, Fräulein Necker, einen Vater zu besitzen, den Ihre Kindesliebe so warm bewundern kann! Möge Ihnen dieses schöne Vorrecht lange noch bewahrt bleiben!"

Germaine stand auf und drückte die Hand der Frau von Genlis an ihre Lippen. „Sie sind so geistvoll als liebenswürdig!" rief sie aus. „Sie wissen nicht, wie sehr ich Sie bewundere und meine Mutter gebeten habe, mich hierher zu führen!"

„Wirklich?" versetzte Frau von Genlis, den warmen Ausruf durch ein huldvolles Lächeln erwiedernd. „Das freut mich herzlich! — Wenn meine Schriften die Jugend ansprechen und mir die Neigung der für das Gute und Schöne noch empfänglichen Gemüther gewinnen, dann fühle ich mich reich belohnt für meine Mühe. Ich habe so eben ein kleines Stück vollendet, das Ihnen vielleicht auch gefallen wird."

„Wie heißt es?" rief Germaine. „Wie glücklich Sie sind, verehrte Frau, immer wieder Schönes schaffen zu können. Wie reich ist Ihre Phantasie, wie erfinderisch Ihr Geist! Die Natur hat Sie bevorzugt und Ihr Wille

weiß so reiche Gaben zu benutzen. Aber sagen Sie mir nun noch, wie heißt Ihr Stück, wovon handelt es, welchem Zwecke ist es bestimmt?"

„Das sind viele Fragen auf einmal zu beantworten," sagte Frau von Genlis lächelnd, „und so will ich denn mit der ersten beginnen. Der Titel ist: Zélie ou l'Ingénue und der Inhalt, wie bei Allem, was ich schreibe, ein belehrender für die Jugend. Wir Frauen sollen eigentlich nur dann die Feder in die Hand nehmen, wenn wir einen Zweck damit verbinden, der höher steht, als die Befriedigung unserer Eitelkeit, oder ein thörichtes Sehnen nach einem Ruhme, dessen Schatten uns nur verfolgen würde. — Alles Glück, das uns kommen soll, darf seinen Quell nur aus dem Herzen schöpfen; äußere Erfolge, äußere Beziehungen werden es uns nie verleihen. Bei scheinbarem Reichthume könnten wir uns dabei unendlich arm fühlen. Nur wenn wir das Leben aus einem höheren Gesichtspunkte auffassen, und höhere Zwecke damit verbinden, adeln wir auch solche Handlungen, die sonst Tadel verdienen, wie z. B. das öffentliche Hervortreten einer Frau. Sie glauben nicht, wie schwer mir dieser Schritt gefallen ist, trotz aller Gründe, welche ich dafür in die Wagschale legen konnte, und noch jetzt muß ich mir sie häufig zurückrufen, um nicht zu bereuen."

Diese Worte waren berechnet, Madame Necker für

die Sprecherin einzunehmen; doch täuschten sie nur Germaine.

„Ach! Wie beklagenswerth ist doch der Frauen Loos!" rief diese schmerzvoll aus. — „Nur für die engen Pflichten sollen wir geboren sein, die Mann und Kind von uns begehren, und ewig nur gehorchen dürfen. Mein Vater hat mir häufig schon das Glück der Dummen lebhaft angepriesen und selbst ein Werk zu schreiben angefangen, das le bonheur des sots betitelt ist."

„Wie, auch dazu ist ihm die Zeit geblieben?" fragte Frau von Genlis verwundert.

„Er weiß, wie Sie, den Tag zu vierundzwanzig Stunden auszudehnen," erwiederte Madame Necker lächelnd. „Doch wieder auf Ihr neuestes Werk zurück zu kommen. Werden Sie es mir verdenken, ja werden Sie es nicht belächeln, wenn ich Ihnen bekenne, daß es mir schmeicheln würde, die Erste zu sein, der sein Inhalt bekannt würde und wenn ich darauf hin die Bitte wagte, daß Sie uns etwas daraus mittheilen möchten?"

„Mit vielem Vergnügen," versetzte Madame de Genlis freundlich, „wenn die Damen ablegen und mir einige Stunden schenken wollen, so lese ich es Ihnen mit Freuden vor. Es ist für den Autor eine große Befriedigung, das Urtheil Kunstverständiger zu vernehmen, bevor sein Werk hinaustritt in die Welt. Dann freilich läßt

sich nichts mehr daran ändern; dann muß es bleiben wie es ist."

Madame de Genlis nahm hierauf aus ihrem Schreibtische ein zierlich geschriebenes Manuscript und las mit vielem Tact und richtig gesteigertem Pathos die Comödie vor. Ihre Stimme klang rein und wohltönend und die richtige Betonung der Worte, das Maßvolle ihres Affectes, machte das Hören leicht und angenehm. Germaine brach wiederholt in laute Ausrufungen der Bewunderung aus, und am Schlusse sank sie unter überströmenden Thränen der Verfasserin zu Füßen, drückte deren Hände an ihre Lippen und versicherte, eine der schönsten Stunden ihres Lebens verbracht zu haben.

„Sie sind zu freundlich, oder zu bescheiden," erwiederte Madame de Genlis auf diese enthusiastische Versicherung mit der Haltung der vornehmen Dame, hauchte dabei einen Kuß auf die Stirne des Mädchens und nöthigte sie aufzustehen und ihren Platz wieder einzunehmen. „Mit solchen Ansprüchen hat die Zukunft Ihnen noch reiche Fülle zu gewähren, Fräulein Necker."

„Wie beneidenswerth ist das Loos einer Frau," fuhr Germaine fort, ohne sich in ihrer Begeisterung stören zu lassen, „welche dem Genius, der sie treibt, Flügel leihen darf. Sie schaffen das Schöne, Sie leben dem Schönen, Sie gewinnen Freunde, die Sie in der Ferne lieben und

Ihren Namen mit Entzücken nennen. Sie schöpfen aus dem warmen Leben und kleiden Ihre Ideale in ein Gewand der Wirklichkeit. — Die ganze Menschheit ist Ihr Eigen, Ihr Herz erweitert sich, indem es für sie schlägt, und in dem allgemeinen Glück das individuelle sucht und findet."

„Sie gehen weit in Ihren Voraussetzungen, Fräulein Necker, und darf ich aus Ihren Aeußerungen eine Folgerung ziehen, so ist es die: daß auch Sie eines Tages der Oeffentlichkeit übergeben werden, was Sie so begeistert fühlen. — Mögen diese schönen Träume dann nur auch eine gleich schöne Verwirklichung finden, mögen Sie nicht unter der Rose die Dornen erkennen," fügte Frau von Genlis mit sarkastischem Lächeln hinzu.

„Ach! Ich verstehe Sie!" rief Germaine schmerzlich und senkte den Blick. „Ich habe es ja erfahren, wie steinig der Weg, welcher zum Ruhme führt. — Haben nicht die tausend Zungen des Neides meines Vaters Namen angetastet, und jede Schmähung auf sein armes Haupt gehäuft, die nur der Niedrigsten einer verdienen konnte! Das schmerzt, Madame; allein ein wahrhaft großer Mann bleibt darum für die Nachwelt nicht minder groß."

„Eine Frau jedoch darf und kann sich über solche Unbill weniger leicht erheben," fiel Frau von Genlis ein, deren Ohr das beständige Lob Necker's unangenehm berührte. „Doch brechen wir von diesem Thema ab, daß

Ihrer Frau Mutter kein angenehmes sein kann. Mein Wunsch ist, daß sie solche Eindrücke von Belle Chasse mit hinwegnehme, welche sie zu einer Wiederholung ihres Besuches reizen."

„Dazu bedarf es nur des Vergnügens Ihrer Gegenwart," fiel Madame Necker ein, „und versagt man sich die Freude, Sie häufig aufzusuchen, so ist der Grund Bescheidenheit."

„Eine Tugend, durch die Sie mich hoffentlich nicht strafen werden," erwiederte Madame de Genlis, welche sich im Tone artiger Conversation ihrem Gaste zu sehr überlegen fühlte, um ihre Gewandtheit nicht zu zeigen. „Vielleicht gestatten Sie mir, Ihnen das Schloß und die Gärten zu zeigen, das heißt, wenn es Sie nicht ermüdet, Madame Necker, denn Sie sehen angegriffen aus."

„Meine Gesundheit ist leidend, ich muß das zu meinem Bedauern zugestehen, dennoch darf sie mir nicht zum Vorwand dienen, den unangenehmen Pflichten meiner Stellung zu entgehen, wie viel weniger würde ich also heute mir ein Vergnügen versagen, das durch Ihre Güte mir geboten wird," versetzte Madame Necker.

Madame de Genlis fand diese Erwiederung steif und pedantisch. Immer noch der Ton der Gouvernante, dachte sie bei sich selbst, kein Verkehr mit der Welt kann diese Frau gewandt machen. Lächelnd sagte sie:

„Sie verwöhnen mich durch so viel Artigkeit. Kaum habe ich jetzt noch den Muth, Ihnen als Führerin zu dienen, besorgt, daß die Mühe Ihnen nicht gelohnt werde."

„Ah! Ein Bild des Herzogs!" rief Germaine, ihre Schritte anhaltend vor dem lebensgroßen Bilde eines Mannes in Uniform.

„Sie kennen ihn?" fragte Madame de Genlis.

„Nur an der Aehnlichkeit mit unserm guten König."

„Dem er doch eigentlich nicht ähnlich ist; so wenig dem Aeußern nach, als im Charakter. Ludwig XVI. ist nicht so gut, wie man es ihm nachsagt. — Sein erster Gedanke ist stets dem Impuls einer bösen Leidenschaft entspringend, und nur der zweite wendet sich zur Güte. Das ist für einen König sehr gefährlich; denn kaum ist die erste Silbe seiner Lippe entflohen und schon hat eines Höflings Diensteifer eine That daraus gemacht. Ein König muß erst denken und dann handeln, so präge ich es meinen Prinzen ein."

„Der Ansicht stimme ich bei," versetzte Madame Necker.

„So muß ich allein mit meiner Meinung Ihnen entgegen treten, muß es wagen zu behaupten, daß alles Große, Schöne, die That des Augenblickes gewesen ist," rief Germaine feurig. „Wenn wir beständig rechten, rechnen wollen, was wird da aus dem Pulsschlag eines warmen

Herzens! — Du arme menschliche Natur, Dich will man aller Deiner Rechte gern entsetzen, und dafür der Vernunft Altäre bauen. Doch, Lieben aus Vernunft ist schlimmer nicht als Hassen aus Vernunft. — Ich mag von dem Gefühle nichts entnehmen, das unter dieses kalten Meisters Zepter steht, ich mag die Thräne nicht, die die Vernunft geweint, so wenig als den Schmerz, dem er die Grenzen vorgeschrieben; ich mag die Freude nicht, die sich nach mathematischen Berechnungen geberdet, und nicht das Wort der Liebe, das sie dem Munde erst dictirt. — Ihr Leidenschaften Alle, die Ihr des Menschen Brust bewegt, Euch ruf' ich an! Heißt es nicht todt sein, Euch entbehren? — Und will man das noch Leben nennen, wenn nie des Pulses rascheres Kreisen uns auf die Spitzen der Empfindung trägt? — Oh! Rousseau, könntest Du mich hören, Du würdest mir zur Seite stehen. Du auch, gleich mir, Du wolltest Menschen und nicht nur Automaten, die nach gewissen Regeln sich bewegen, gehen, stehen!"

„Germaine, ich bitte Dich!" rief Madame Necker leise.

„Nicht doch!" fiel Frau von Genlis ein. „Ich höre gern den Ausdruck von Empfindungen, die selten nur in dieser glatten Welt mein Ohr berühren. Die Sitte hat so manches unterschlagen, was natürlich ist, und wieder Anderes erlaubt der gute Ton nicht auszusprechen. Dazu die klösterliche Abgeschiedenheit, in der ein Mädchen bei

uns aufwächst! — So tritt sie gänzlich unerfahren in das Leben ein, und Liebe, Leidenschaft, sind Worte nur, die keine Bedeutung für sie haben. Mit Fräulein Necker ist das anders. An ihrer Wiege saßen die Encyklopädisten, und ihre Kinderspiele würzten Philosophen. Da ich nun selbst Erzieherin geworden bin, so ist es mir natürlich von Interesse, das Resultat eines Systemes zu sehen, das von dem unsrigen so ganz abweicht. Man sagt von Fräulein Necker, daß sie unendlich geistreich sei, und mit Vergnügen habe ich mich überzeugen können, daß diesmal das Gerücht nur wahr gesprochen."

„Meine Tochter ist noch sehr jung, Madame, und wenn sie sich auch jetzt noch sehr von ihren Empfindungen beherrschen läßt, und etwas rasch in ihrem Urtheil ist, so werden die Jahre und die Welt sie schon ruhiger stimmen und sich beherrschen lehren."

„Ich fürchte, nein, Mama. Man unterdrücke die Natur und sie kommt im Galopp zurück, sagt Fénélon. Nie, nie werde ich mich abgerichteten Menschennaturen gleich stellen, nie mit den Lippen stammeln, wovon das Herz nichts weiß. Ich bin die Tochter meines Vaters. So wahr zu sein, wie er, das sei mein Streben; so offen wie sein Leben, sei mein Herz. Ich will nicht heucheln, will nicht lügen. — Ich bin ein Mensch vor Gott, nicht vor der Welt. Es giebt in meinem Herzen keine Falten,

es lese Jeder, was darin geschrieben, und frei gestehe ich mein Lieben und mein Hassen."

„So vortrefflich diese Grundsätze sind, Fräulein Necker, so schwer lassen sie sich im Verkehr mit dem Leben durchführen," erwiederte Madame de Genlis lächelnd. „Die Gesellschaft zwingt uns, von dieser schönen Wahrheit abzuweichen, wir müssen in gewissem Sinne falsch sein in der Welt, um zu reussiren. Sie, als Fremde, haben es freilich in dem Bezug leichter, als wir Abkömmlinge eines alten Namens. Die Convenienz darf an Ihnen nicht jene Tyrannei üben, welche sie an uns so streng geltend macht. Die Vorrechte unseres Standes müssen mit einigen Opfern erkauft werden, und ich begreife wohl, wie frei Sie sich uns gegenüber fühlen, von jeder Verpflichtung der Art entbunden zu sein."

„Um Gottes willen, nein, Madame," rief Germaine Necker außer sich, „ich bin mit meinem ganzen Herzen ein Kind dieses Bodens und kann es nicht ertragen, von Ihnen für hors du lois erklärt zu werden. Kein Ort der Welt würde mir Paris ersetzen, la rue du Bac ist mir ein irdisches Paradies. Bei uns allein ist diese Intelligenz, dieser Esprit in der Unterhaltung zu finden, den sonst kein Volk der Erde hat. — Was auf dem Felde der Wissenschaft Neues entdeckt wird, nimmt seinen Weg hierher, bei uns muß es die Feuerprobe bestehen, bevor es die Menschheit

aufnimmt. Was haben wir nicht Alles in dem Zeitraum von zwanzig Jahren hier gelernt, gesehen. Gall, Mesmer, Saint Germain und Cagliostro, der Luftballon und der Blitzableiter, Gluck und Piccini, sie Alle begehrten, vor uns zu zeigen, was sie Neues entdeckt. — Wahrlich, ich möchte lieber mit einer Einnahme von hundert Louisd'or in einer Dachstube hier leben, als in jedem andern Lande über Millionen zu gebieten haben.* — Paris bietet beständig Anregung, kein Tag vergeht, ohne daß man irgend etwas erlebt; während sonst überall Stillstand ist. — Und was ist ein Leben ohne Fortschritt, als ein anderer Tod!"

Madame de Genlis lächelte.

„Es ist sehr schmeichelhaft für mein Vaterland, daß Sie es wie das Ihrige betrachten wollen," sagte sie mit verbindlicher Neigung des zierlich geformten Hauptes, auf dem ein Federaufsatz bei jeder Bewegung artig schwankte; „und vielleicht sind wir bald so glücklich, Sie ganz zu den Unsrigen zu zählen; denn ohne Zweifel wird Ihr Herr Vater nicht zögern, der einzigen Tochter bald ein Etablissement zu gründen. Bei seiner Stellung und seinem Vermögen kann ihm die Wahl nicht schwer fallen."

---

* Ihre eigenen Worte.

„Wir denken nicht daran, uns von unserer Tochter zu trennen," fiel Madame Necker ein.

„Ich nenne das nicht Trennung, wenn man sich täglich sehen kann, und ein so nahes bei einander Wohnen wird um so leichter für Sie einzurichten sein, weil Ihre Religion Sie nöthigt, einem jungen Manne den Vorzug zu geben, welcher bemüht ist, sich eine Existenz zu gründen; denn bis jetzt ist noch kein Erbe eines großen Namens zur Lehre Calvin's übergetreten, so viel ich weiß. — Doch, Fräulein Necker's seltenem Geiste möchte ein solches Wunder zu bewirken vorbehalten sein, und gern will ich ihr auch den Triumph noch wünschen."

„Meine Tochter hat gelernt den Glauben Anderer zu ehren und wird sich nicht bemühen, uns Proselyten zu gewinnen; am wenigsten aber unter dem alten Adel Frankreichs, mit dem sie zu verbinden weder meines Gatten noch mein Wunsch ist."

„So bitte ich um Verzeihung," sagte Madame de Genlis entschuldigend, „wenn ich Wünsche für Sie gehegt, wie sie nur an Ihrer Stelle natürlich sein würden."

Indem wurde der Wagen gemeldet.

Mit den artigsten Worten schieden nun die Damen, Frau von Genlis begleitete ihre Gäste bis an die äußere Thüre und umarmte hier Beide unter den schmeichelhaftesten Versicherungen, wie sehr ihr Besuch sie erfreut.

Dann kehrte sie mit einem „Gottlob!“ in ihr Zimmer zurück, und notirte in ihrem Journal: diese Necker's sind das unerträglichste Volk, das mir jemals vorgekommen ist, voll Hochmuth und Anmaßung und die Tochter vor Allem weiß ihren übertriebenen Aeußerungen gar kein Ziel zu setzen; trotz ihrer großen Bewunderung für mich, hat sie mir entsetzlich mißfallen, und ich werde eine Gelegenheit suchen, um die Folgen einer Erziehung, wie sie sie empfangen, in einem Romane als Beispiel zu schildern. — Ich habe der Mutter den versteckten Rath ertheilt, sie an irgend einen Brauer oder Bäcker zu verheirathen, und ich hoffe, daß sie mich verstanden hat; wenigstens brach sie augenblicklich auf.

Madame Necker saß indessen schweigend neben ihrer Tochter und rang innerlich nach Fassung. — Ihre körperliche Schwäche machte sie jetzt noch reizbarer, und eine Wunde, welche immer neu aufgerissen wird, schmerzt endlich bei der leisesten Berührung. Ohne Aufhören war man bemüht, die Stellung ihres Gatten an ihr und ihrer Tochter zu rächen und nicht zum ersten Male hörte sie die Warnung, eine Verbindung mit dem alten Adel Frankreichs als unmöglich zu betrachten. Das Mißwollen, welches sich in solchen Aeußerungen aussprach, konnte sie nur kränken und verletzen, weil es so unverdient sie traf.

Germaine warf besorgt einen Blick auf das bleiche

Gesicht ihrer Mutter, aber ohne zu ahnen, was diese Blässe hervorrief. — Sie hatte die Absichtlichkeit in den Aeußerungen der Frau von Genlis nicht empfunden, und schaute, befriedigt von der Unterhaltung des Tages, zu dem in Purpurgluth getauchten Abendhimmel empor. Leise begann sie vor sich hin ein Lied zu summen, und endlich, vergessend wo sie sei, setzte sie tief und voll zu einem Gesange ein. Eine Mahnung ihrer Mutter brachte sie zu sich selbst zurück. — Sie lachte laut über ihr eigenes Thun. „Das war zu spaßhaft!" rief sie aus. „Ein Glück, daß unsere Pferde nicht vor meiner Stimme ausgerissen. Darf ich mich auf den Bock zum Kutscher setzen?" fragte sie nach einer Weile. „Der Abend ist so schön."

Madame Necker schlug es ihr, als unpassend, ab.

„Können wir nicht über Saint Brice fahren," begann sie bald darauf wieder, „ich möchte gern wissen, wenn Piccini zu Marmontel kommen wird, um meine Gesangstunden dort zu nehmen."

„Du kannst morgen einen Boten hinüber senden und Dir die Nachricht schriftlich erbitten," versetzte ihre Mutter.

„Immer Nein und immer Nein!" trällerte Germaine leise.

„Und wäre es immer Ja, so wüßte ich nicht, was Du Dir bald erbitten würdest," sagte die Mutter verstimmt.

„Ich weiß es und kann es Dir sagen, wenn Du es

gern wissen willst: Schönheit und einen hübschen Mann!" rief Germaine lachend.

„Um Gottes Willen, schweige!" rief Madame Necker entsetzt. „Solche Worte aus dem Munde meiner Tochter sind mir fürchterlich."

„Mein Vater würde mit mir den Scherz als Scherz belachen," versetzte Germaine sanft. „Vergieb mir, wenn es Dich gekränkt! Ich kann nun einmal nicht so sein, wie Du mich wünschest."

Madame Necker schwieg auf diese Bemerkung. Sie hatte sich in die Ecke des Wagens zurück gelehnt und die Augen geschlossen, ihre unruhige Nachbarin blieb also auf ihre eigenen Gedanken angewiesen, bis sie Saint Ouen erreichten.

Ende des ersten Theils.

Leipzig, Druck von Giesecke & Devrient.

Album.

Bibliothek deutscher Originalromane.

Herausgegeben
von
J. L. Kober.

Vierzehnter Jahrgang.
Zweiter Band.

Frau von Staël.
II.

Prag, 1859.
Kober & Markgraf.
(Früher: J. L. Kober.)